

Nachgelassene Schriften

von

Ludwig Börne.

Herausgegeben

von den Erben des literarischen Nachlasses.

Sechster Band.



Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.

Anhang
zu den
Briefen aus Paris.

Briefe aus der Schweiz.

1830. 1831. 1832. 1833.

Von
Ludwig Börne.

Herausgegeben
von den Erben des literarischen Nachlasses.

Zweiter Band.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1850.

87906

Inhalt des VI. Bandes.

Anhang zu den Briefen aus Paris.

	1832. 1833.	Seite
Aus Lüneville		3
„ Paris		4
„ Eprenay		115
„ Verdün		118
„ Pfalzburg		118
„ Straßburg		120

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief. Aus Bern	129
Zwetunddreißigster Brief. Aus Peterlingen	133
Dreiunddreißigster Brief. Aus Lausanne	136
Vierunddreißigster Brief. Aus Genf	140

VI

	Seite
Fünfunddreißigster Brief. Aus Genf	143
Sechsenddreißigster Brief. „ „	146
Siebenunddreißigster Brief. „ „	151
Achtunddreißigster Brief. „ „	156
Neununddreißigster Brief. „ „	162
Vierzigster Brief. „ „	170
Einundvierzigster Brief. „ „	176
Zweiundvierzigster Brief. Aus Bevaſ	185
Dreiundvierzigster Brief. Aus Montreux	187
Vierundvierzigster Brief. „ „	192
Fünfundvierzigster Brief. „ „	202
Sechsendvierzigster Brief. Aus Lausanne	209
Siebenundvierzigster Brief. „ „	213
Achtundvierzigster Brief. Aus Collonge	218

Vermischte Aufsätze und Aphorismen.

Die Polen in der Schweiz	223
Spaziergänge eines Wiener Poeten (1832)	235
Rettung (1834)	241
Fragoletta	252
Volupté, par Sainte — Beuve. Deux volumes. (1834)	259
Hamann. (1834)	266
Rousseau, Juge de Jean-Jaques. Dialogues	274
Paris, den 5. Dezember 1834	278

VII

	Seite
Des alten Buches zweiter Theil. Eine Käse-Novelle (Käse-Mährchen) von L. Börne. (1835.) . . .	281
Herr von Raumer in England und seine Genossen in Deutschland	291
Altes und junges Deutschland	294
Göthtiner. (1835)	300
Reifen. (1836.)	302
Grangeneuve par H. de Latouche. Deux Volumes. (1835)	310
Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village. Par A. de Lamartine. (1835.) .	325
Mélanges	332
La Diète de Francfort et M. Heine	335
Aphorismes	341
Lettre de M. Heine	350



Anhang zu den Briefen aus Paris

1832 — 1833.

Rünevillc. Montag, den 29. Oktober 1832.

Um zehn Uhr bin ich hier angekommen, dann brauchte ich eine Stunde zum Thee trinken, so daß darüber elf Uhr geworden ist. Also vor dem Schlafengehen wenige Zeilen. Ich hatte heute gutes, gelindes Wetter, und im dunklen Mondschein. Ich bin sehr wohl und vergnügt. Wohl durch das hundert Carolin-Mittel. Vergnügt — durch einen Spaß ganz eigner Art, den ich Ihnen, wie ich schon heute morgen versprochen, von Paris aus mittheilen werde. — Ich lege diesen Brief morgen hinter Nancy auf die Post. Adieu, und gute Nacht.

Paris. Freitag, den 2. November 1832.

Gestern Abend bin ich gesund und vernügt hier angekommen, und im Hôtel des princes abgestiegen. Um Sie nicht warten zu lassen, melde ich Ihnen das gleich. Sonst weiß ich gar nichts zu schreiben, da ich noch nicht aus dem Hause war und noch niemand gesprochen habe. In einigen Tagen mehr. Adieu.

Montag, den 5. November.

Gestern habe ich ihren müden Brief erhalten . . . Wie bedauere ich Sie eine schlaflose Nacht im Silwagen zugebracht zu haben. Ich schreibe heute wieder kurz und in der Eile, denn ich habe noch keine Wohnung, und so

lange ich die nicht habe und mein Pult nicht aufgeschlagen ist, kann ich nicht ordentlich schreiben. Alle hier, die mich sehen, wundern sich über mein gutes Aussehen und über meine Heiterkeit. Als ich herkam, erzählte mir Dr. D. zu meinem Schrecken Benzel Sternau wäre gestorben, und er hätte es in der Carlsruher Zeitung gelesen. Es ist aber wahrscheinlich ein Anderer. Ich habe erst gestern einen Brief von ihm aus Emmerichshofen erhalten. Der ist freilich vom 11. Oktober datirt. Erkundigen Sie sich doch gleich. Den Brief des Grafen habe ich noch gar nicht gelesen, er ist so un- deutlich geschrieben. Fangen Sie doch wieder an Ihre Briefe zu numeriren. Hier ist so warm, daß mir das Feuer fast lästig ist. Ich bin auf der Reise hierher jeden Abend bis zehn Uhr, einen sogar bis Mitternacht gefahren. In diesem Monat sind die Wege schon schlecht und es geht langsam. Am letzten Tage, um nicht spät nach Paris zu kommen, erhöhte ich das

Trinkgeld des Postillons. Donner Wetter wie ging es da! In fünf viertel Stunden legte ich immer vier zurück. Ich zitterte der Wagen möchte in tausend Stücke zersplittern. Als ich ankam, war der Wagen so mit Koth bedeckt, daß keine Farbe, kein Glas mehr zu erkennen war. O Geld! O, ihr schlaflosen Gilwagen-Lumps! Sagen Sie dem C. er soll schnell arabisch und syrisch und persisch lernen; denn ich werde ihm vielleicht eine Stelle als Professor der orientalischen Sprachen verschaffen, ~~was~~ eine ledig ist.

Dienstag, den 6. November.

Ich habe Conrad auf die Post geschickt und jetzt warte ich voll Sehnsucht und Ungeduld, ob mir die Taube ein Dehlblatt zurückbringe.

Ich habe gestern meine neue Wohnung bezogen. Sie liegt der des Frankfurter Gesandten gerade gegenüber. Ist das nicht artig? Ich werde einmal Abends das Licht auslöschten, das

Fenster öffnen und hinüberryufen: es lebe Freieisen. Meine Adresse: Rue Caumartin 23. — Conrad hat nichts gebracht.

Jetzt will ich Ihnen auch die spaßhafte Geschichte mittheilen, die ich Ihnen am letzten Abende in Straßburg von Paris aus zu schreiben versprochen. Hätte ich sie Ihnen gleich damals mitgetheilt, sie wäre Ihnen gar nicht spaßhaft vorgekommen. Ich hatte im Casino den Moniteur und darin zu meinem Schrecken gelesen, daß in zwei Departementen, die auf meinem Wege nach Paris lagen, die Cholera noch stark herrsche. Es war eine artige Summa an Kranken und Todten. Augenblicklich bekam ich offizielle Leibschmerzen, die ich auch bis Paris behielt. Und dabei mußte ich doch laut auf-lachen; denn ich wußte vorher, welche lächerliche Thorheiten ich auf der Reise denken und begehen würde, und daß diese trotz meiner Selbstkenntniß doch unvermeidlich blieben. Auch trafen sie richtig ein. Man rieth mir im Casino den

Weg über Dijon zu nehmen. Zu jeder andern Zeit hätte ich es auch gethan, um nur den alten, schon so oft gemachten und höchst langweiligen Weg zu vermeiden. Aber um mich für meine Furcht zu bestrafen, band ich mich daran fest. Ich that mit mir, was einst ein berühmter Admiral mit seinem Kinde gethan. Der Knabe zitterte in der ersten Seeschlacht, der er beiwohnte. Den Vater verdroß das und er band zornig sein Kind an den Mast fest. Ich glaube, es war Jean Baert, Admiral Ludwig des vierzehnten. Und es war eine Schlacht bloß für den Ruhm und den Vortheil eines Königs, und der gottlose Narr konnte ruhig kommandiren und die Schlacht gewinnen, während sein Kind im Kugelregen auf dem Verdecke stand und weinte! Und alle Geschichts-Prediger preisen so etwas als eine große That! Daß ich aber ungezwungen die Cholera-Schlacht aufsuchte, das war wirklich groß und erhaben. Nun hören Sie, wie es mir ergienng. — Das erste gefähr-

liche Departement, war das de la Meurthe, wovon Nancy die Hauptstadt ist. Es beginnt erst hinter den Vogesen, ich hätte also noch sechs Stunden mit meiner Furcht warten können. Da kam mir aber der sehr vernünftige Gedanke: wie! wird sich die allmächtige und so launische Natur um die revolutionäre Eintheilung in Departemente bekümmern? Konnte sie nicht heute Morgen den Einfall bekommen haben, die Vogesen zu übersteigen? Ich bekam also gleich hinter Straßburg Angst und die Leibscherzen wurden immer ärger. Als nun der Wagen den Saverner Berg hinaufkroch, lagerten sich finstere Wolken über dem Ardennenwald, es war wie eine Schaar grauser riesiger Raben, und schwarze Todesgedanken stiegen in mir auf. Seufzend sah ich nach der verfallenen Burg des Grafen von Saveren, und beneidete den todtten Grafen, den frommen Fridolin, ja selbst den im Schmelzofen verbrannten Jäger, daß sie in so herrlichen gesunden Zeiten gelebt hatten.

Jetzt rasch den Berg hinunter und ich war in Pfalsburg, dem ersten Cholera-Ort. Da war zu meinem Jammer gerade Markt-Tag, eine große Menschenmenge hatte sich angehäuft und das unsinnige Volk lachte. Die Pfeile des Todes flogen um mich herum, es ward immer ärger mit mir. Ich bekam Kopfschmerzen und gleich darauf auch Brustschmerzen. Also auf drei Seiten hatte mich der Feind schon angegriffen, und jetzt blieben bloß noch die Füße übrig. Die Hauptsache war, daß ich kalte Füße bekäme, aber sie stakten in einem Fußpelze und es war sehr schwer ihnen beizukommen. Eine ganze Stunde dauerte der Streit zwischen meiner Einbildung und dem Pelze. Meine Einbildung sagte Kalt, der Fußpelz sagte warm. Zu meiner großen Freude gewann der Pelz den Prozeß und meine Füße blieben warm. Aber mein Glück dauerte nicht lange. Plötzlich bekam ich eiskalte Lippen; es war wie ein Kuß des Todes. Bald kamen Uebelkeiten dazu. Ich

wußte mir in der Verzweiflung nicht zu helfen und schlief ein. Als ich nach einer Stunde wieder erwachte, fiel mir bei, wie nöthig es sei, nach meiner Zunge zu sehen, ob sie belegt sei oder nicht. Das war einer der wichtigsten Punkte. Ich streckte sie so weit als möglich heraus, und sah, daß die Spitze roth war. Aber das bewies nichts, ich mußte sie ganz sehen. Wie aber das anfangen, da ich keinen Spiegel im Wagen hatte? Ich schraubte das Objectiv-Glas von meinem Perspective los, und wollte etwas schwarzes als Folio dahinter halten. Aber der Zipfel meines seidnen Halstuches, den ich dazu bestimmt hatte, war zu kurz und das Halstuch aufzuknüpfen wagte ich nicht, aus Furcht mich zu erkälten. Da fiel mir bei, daß ich in der Briefftasche ein Stück englisch Pflaster habe. Ich zog es heraus, bildete einen Spiegel und sah, daß meine Zunge rein war, welches mich sehr amüsirte. Zum Glücke hatte ich diesmal durch ein Objectiv-Glas

gesehen, und nicht wie gewöhnlich und wie alle Menschen durch ein Subjektiv=Glas. Ich ward wieder ruhig, blieb es aber nicht lange; denn ich dachte an Lüneville, nach Nancy der Hauptort des Colera-Departements, wo ich übernachten wollte. Um zehn Uhr kam ich daselbst an. Schon das Aussteigen aus dem Wagen war mit der größten Cholera = Gefahr verbunden. Einen Ueberrock, den braunen Mantel, und den Carbonaro hatte ich am Leibe, den Schafpelz über die Beine gelegt. Nun konnte ich aber mit allen diesen dicken Kleidungsstücken nicht zum Wagen hinaus, die Thüre war zu eng, ich mußte zwei zurücklassen. Doch den ganzen Tag an die Wärme gewöhnt, wie leicht hätte ich mich da erkälten können! Indessen es mußte gewagt seyn. Wie ein Tollkühner stieg ich bloß mit einem Ueberrocke und einem Mantel bekleidet zum Wagen hinaus, zog aber den linken Fuß nicht eher aus dem Pelzschuh, bis ich den rechten schon auf dem Waagentritte hatte.

Dann stürmte ich ohne auf die fragende Wirthin zu hören, und ehe ich noch wußte, welches Zimmer man mir anweisen würde, im Dunkeln die Treppe hinauf. Oben mußte ich eine ganze Minute auf dem Steinboden warten, bis das Mädchen mit dem Lichte nachkam. Im Zimmer war es eiskalt, die Fenster schlossen nicht gut und es zog ganz infam und da bekam ich denn endlich, was ich schon längst erwartet, auch kalte Füße. Kleinmüthig bestellte ich ein eiliges Kaminfeuer und da ging das heillose Mädchen hinaus und ließ die Thüre offen. Sie werden sich erinnern, daß kein französisches Dienstmädchen je eine Thüre hinter sich zumacht. Im größten Zorne, aber doch mit möglichster Gelassenheit schloß ich die Thür; denn ich hatte mir vorgenommen mich vor jedem Uerger zu hüten, da man leicht die Cholera davon bekommt. Die spitzbübischen Wirthe müssen mir das angemerkt haben, denn nie wurde ich unverschämter geprellt als diesmal. Meine Ge-

wohnheit, auf der Reise nichts zu essen als bloßes Brod, wobei ich mich immer sehr wohl befand, befolgte ich diesmal um so strenger, da mir bekannt war, daß jeder Bissen Essen zur Cholera = Bombe werden kann, die Einem im Leibe platzt und das Leben in tausend Stücke sprengt. Meine Brod = Mahlzeit hatte ich schon Nachmittags im Wagen verzehrt. Nun hatte ich aber die größte Begierde meinen Appetit auf die Probe zu stellen, um meinen Gesundheitszustand kennen zu lernen. Nach langen und schweren Kämpfen, entschloß ich mich eine Suppe kommen zu lassen. Man brachte mir eine, die schimmerte von Fett: Aus jedem Fett = Auge drohte mir der Tod entgegen. Ich stach sie mit bewunderungswürdiger Geduld alle aus, verzehrte dann die Suppe mit großem Behagen, legte mich in das Bett und schlief ganz vortrefflich. Als ich am Morgen erwachte, fand ich, daß ich noch lebte. Ich befand mich sehr wohl, alles Uebelbefinden hatte aufgehört, und

ich ward so heiter, daß ich die Tenorarie aus dem Opferfeste sang: „was ist der Tod? Ein sanfter Schlummer. Der Thor erschrickt darüber, der Weise ist entzückt.“ Meine Weisheit trat an das Fenster. O Gott, o Gott, was sah ich da! Ein langer Husar gieng vorüber. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen dicken Stock, mit dem linken Arme führte er sich an einem Kameraden. Er sah ganz erbärmlich aus. Aber aus seiner Heiterkeit und seinem Stocke erkannte ich, daß es ein Wiedergeneser war. Und wovon anders wiedergenesen als von der Cholera! Und da die Cholera bei glücklichem Ausgange oft in wenigen Stunden geheilt wird, kann seyn, daß der Husar sie erst in der vorigen Nacht gehabt hat! Also herrscht sie noch im Orte und ich konnte ruhig schlafen! Da wurde mein Lüneviller Friede, erst am vorigen Abend geschlossen, schon gebrochen und Leibschmerzen, Brustschmerzen, Kopfschmerzen und Uebelkeiten kehrten zurück. Ich sah mich im Spiegel und

gewahrte, daß ich sehr blühend ausseh. Das machte mich aber um so betrübter. Ja — rief ich aus — das ist eben die Tücke der Cholera; heute roth, morgen tod! Ich setzte mich traurig zum Frühstücke, trank drei Tassen Schaafgarbe und aß einen halben Laib Butterbrod dazu. Der Appetit schien mir krankhaft und ich verwünschte ihn. Mir gegenüber stand der weggerückte Kaminschirm; es war eine Papier-Tapete, auf welcher eine Schäferin im verworrenen Anzuge, neben einem Wasserkrüge im Grase lag. Ich sah aber den Wasserkrug für einen Aschenkrug an. Die Schäferin sah so traurig und mitleidig aus und ich rief: ja du gute treue Seele, herzallerliebste Schäferin, du weinst auf meinem Grabe! Vergiß mich nie! Dann stieg ich in den Wagen und schließ bald darauf ein. — In der Nähe von Nancy, wo das Hauptquartier des ersten feindlichen Armee-Corps war, musterte ich alle Theile, Organe und Berrichtungen meines Körpers, um zu se=

hen, ob alles im schlagfertigen Zustande sei. Da fühlte ich nach meinem Pulse und konnte keinen finden. Er war verschwunden und wie Peter Schlemiehl seinen Schatten, hatte ich meinen Puls verloren. Sie können sich denken, wie mir zu Muth war. Meine Verzweiflung ging jetzt zu meinem Glücke in Apathie über, ich dachte: gehe wie es gehe, und als der Wagen am Thore von Nancy still hielt, fand ich auch meinen Puls wieder und ward ruhig. Es dauerte nicht lange. In der ersten Straße durch die ich kam, stand ein Bäcker vor seinem Laden, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe und eine brennende Pfeife im Munde hatte. Nun war mir leider bekannt, daß Franzosen die Esawaaren feil haben nicht rauchen, wenigstens nicht öffentlich. Warum raucht aber der Esel? Er thut es zum Schutze gegen die Cholera. Jetzt kam ich über einen großen Platz, auf dem Markt gehalten wurde. Jetzt sprang das große Thor der Hölle donnernd auf, und ich sah schau-

dervoll in die heiße Verdammniß hinein. Es war zu fürchterlich. In dem Augenblicke daß ich über den Markt kam, wurde eine alte Frau, die auf einem Stuhle saß, von vier andern alten Weibern fortgetragen. Bewußtlos war sie nicht, denn ich sah sie sprechen; der Anfang einer gewöhnlichen Krankheit kann es auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte man nicht so viele Umstände mit ihr gemacht und sie zu Fuße weggeführt. Also war es eine Cholera-Kranke. Und sie war nur dreihundert Schritte von meinem Wagen, und der Postillon fuhr wie rasend, setzte die Luft in die heftigste Bewegung und wie leicht konnte die Choleraausdünstung der Frau von dem Luftströme ergriffen und in meinem Wagen geführt werden! Dann war ich verloren. Ich hätte in diesem Augenblicke mit Salzmann's Carl von Carlsberg, selbst in seinem sechsten Bande noch getauscht. Und zu meiner noch größern Bestürzung war mir in dieser gefahrvollen Lage die Pfeife ausgegangen,

und ehe ich wieder Feuer geschlagen, konnte mich die verpestete Luft erreicht haben. Beim Wechseln der Pferde fiel mir etwas ein, woran ich früher gar nicht gedacht hatte und ich bekam eine neue Sorge. Es fiel mir nämlich bei, daß Conrad ja die Cholera eben so gut bekommen könne als ich, und das wäre ja noch viel schlimmer; denn von ihm könnte ich angesteckt werden, von mir selbst aber nicht. Und jetzt sah ich Conrad an und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er sehr niedergeschlagen aussah. Aber ich schwieg, ich wollte ihn auf unsere gefährliche Lage gar nicht aufmerksam machen. Bis zur nächsten Station erheiterte es mich etwas, daß der Postillon froschgrüne Hosen trug und meine Lebenshoffnungen blühten wieder auf. Endlich hatte ich das Departement de la Meurthe hinter mir und kam in gesundes Land. Den Waffenstillstand benutzte ich, um mich auf die Kämpfe des folgenden Tages vorzubereiten, denn da kam ich durch das zweite

Cholera = Département, das de la Marne, wovon Chalons die Hauptstadt ist. Es ging aber den dritten Tag besser als ich erwartete, und ich war so ruhig, daß ich mir vornahm, wie Cäsar meine Heldenthaten zu beschreiben. Als ich auf der Straße in Chalons eine junge schöne Frau in Trauerkleidern sah, die mit einer andern sprach und sehr lachte, schloß ich daraus, ihr Mann müsse schon acht Tage todt sein, und ich dachte es war vielleicht der letzte Cholerafranke und dabei beruhigte ich mich und ward so vernünftig, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete, als beim Wechseln der Pferde in einer engen schmutzigen Gasse eine Wirthin beide Hände auf den Rutschenschlag legte und mich fragte, ob ich nichts genießen wollte? Ich bat sie blos den Wagen nicht anzurühren. Ich sollte in Chalons etwas genießen? Ist das nicht zum Lachen? Keine Ambrosia hätte mir gemundet. Gegen Abend war alle Gefahr überstanden und der Weg nach Paris

war von nun an frei. Ich hatte zwar noch immer Leibschmerzen; aber ich überlegte, daß ich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in der ersten des neunzehnten schon oft Leibschmerzen gehabt, und es brauche darum nichts besonders zu bedeuten. Ich übernachtete im Chateau=Thierry. Am Morgen war ich sehr heiter. Da trat ich in ein Zimmerchen, auf dessen Thüre geschrieben war: c'est ici. Das sehr kleine Zimmerchen hatte eine große runde Fenster=Öffnung, aber ohne Glas. Draußen war Regen und Wind, und in solchem gefährlichen Luftzuge mußte ich zehn Minuten aushalten. Da brach meine Angst von neuem aus. Ich konnte ja auf dem Wege die Cholera eingefaugt haben, und diese später ausbrechen. Ich fragte den Spiegel wie ich aussehe? Aber ich hatte, um alle gefährliche Berührung zu vermeiden, mich seit drei Tagen nicht rasiren lassen und jetzt hatte ich einen so großen Bart, daß er die Gesichtsfarbe bedeckte, und ich nicht

unterscheiden konnte, ob ich roth oder blaß ausseh. Ich schickte nach einem Barbier und ließ mich rasiren. Ich fand, daß ich wie eine Rose blühte, und jetzt hatten die Leiden Ihres Freundes ein Ende. — Zehn Mal dachte ich auf dem Wege daran: hätte ich nur jenen Mann zum Reisegefährter, der noch ein größerer Hebräer ist, als ich einer bin; nämlich Gesenius, der berühmte Professor der hebräischen Sprache in Halle. Dessen größere Furcht hätte meine kleine verschlungen und mich vernünftig gemacht. Als im vorigen Jahre die Cholera in Halle ausbrach, flüchtete sich Gesenius fast in Pantoffeln und ließ Frau und Kinder zurück. Sechshundert Studenten, die sehr am Aleph und Beth hingen, zogen ihrem Lehrer nach Nordhausen nach. In den Zeitungen spottete man damals darüber. In Berlin circulirt handschriftlich ein Gedicht auf Gesenius, das ich in der Schweiz gelesen. Hätte ich nur eine Abschrift davon genommen. Es ist eine Parodie von Schiller's

Gedicht: Hektors Abschied von Andromache, und himmlisch. Ich wollte, der nämliche Dichter machte auch eines auf mich. Es wäre mir willkommen als Buße. Sie werden mich nicht auslachen, denn auch Sie sind in Arcadien geboren. Aber auch der *** soll nicht lachen. Wäre er unverheirathet wie ich, wäre er vielleicht auch ein Hypochondrist. Aber Ehemänner bekommen die Hypochondrie seltener als Ledige. Woher das kömmt? Ich weiß nicht; vielleicht weil sie den Tod weniger fürchten. Und warum fürchten sie den Tod weniger? Ich weiß nicht; vielleicht weil sie am Leben weniger verlieren. Und warum verlieren sie weniger am Leben. Das weiß ich; ich will es aber nicht sagen, als bis die Flitterwochen der *** vorüber sind.

Mittwoch, den 6. November.

Gestern besuchte ich das italienische Theater, bloß um vor dem leeren Käfig, in dem einst

meine geliebte Nachtigall sang, zu trauern. Es vereinigte sich alles mir meinen Verlust fühlbar zu machen. Man gab eine Oper von Bellini zum Erstenmale: *La Straniera*. Ich glaube, es ist ein neuer Componist. Im ersten Akte schläft man ein, und wenn man im zweiten manchmal aufgeweckt wird, hat es der Mühe nicht gelohnt. Ich besuche aber gewiß die italienische Oper diesen ganzen Winter nicht mehr.

Montag, den 12. November.

Der *** ist mir heute auf der Straße begegnet und wie er mir sagte, wäre er schon einige Monate in Paris. Suchen Sie doch zu erfahren, ob und welche Geschäfte er hier habe. Ich glaube gehört zu haben, er habe Bankerott gemacht. Er ist mein Jugendfreund und, ich weiß nicht woher es kommt, der einzige Mensch in Frankfurt, mit dem ich mich duze.

. Etwas aber bedenke ich und es betrübt mich. Ich kann das Werk nur in Paris

unternehmen und zu Stande bringen. Da ich aber während dieser Arbeit mich gar nicht zerstreuen darf und also in mehreren Jahren durch kleinere literarische Arbeiten nichts erwerben kann — woher will ich das kostspielige Leben in Paris bestreiten? Ich muß darauf sinnen, wie ich in der Lotterie gewinne. Also von den Launen des Daumens und des Zeigefingers eines Frankfurter Waisenknaben hängt es ab, ob ich eine Geschichte der französischen Revolution schreiben werde, oder nicht! Das ist merkwürdig, aber gar nicht romantisch. Das abscheuliche Geld! Selbst es zu entbehren braucht man es.

Mittwoch, den 14. November.

. . . Seine sehe ich oft genug bei Tische. Besucht hat er mich noch nie, es ist ihm nicht behaglich bei mir. Er mißfällt mir wie immer. In seinem Charakter hat er gar nichts Genialisches; man sollte es nicht glauben, was er für ein gewöhnlicher Mensch ist. Ungewöhnlich ist er nur in seinen Schwächen, seinen Fehlern.

Auch sieht er so schäbig aus. Es ist nicht möglich ein vernünftiges, noch weniger ein warmes Wort mit ihm zu sprechen. Er hat nur Sinn für Wiß, das heißt für's Feuer schlagen. Was man aber mit dem Feuer mache, das ist ihm ganz gleichgültig. Er sucht etwas darin, nichts zu lieben und nichts zu glauben, und der Geist sitzt ihm nur in den Fingern; denn wenn er nicht schreibt, hat er keinen. Von einem solchen Menschen hatte ich früher gar keine Vorstellung. Und dann hat er solch' eine asthenische Lächerlichkeit, die mir auch zuwider ist. Wenn ein Mensch seinen Leidenschaften nicht widerstehen kann, das finde ich verzeihlich; er sucht aber die Leidenschaft auf und das finde ich gemein.

Eben bringt mir Conrad mit großer Selbstzufriedenheit einen hölzernen Kochlöffel, den er aus einem Stücke Brennholze geschnitzt hat, und womit ich die Chokolade rühre, die auf dem Feuer steht. Es ist aber merkwürdig, was der Conrad für ein Genie ist! Einen Kochlöffel zu

improvisiren! Ich habe ihm viel zugetraut, aber das nicht!

Sonntag, den 18. November.

Was ich von der Cholera geschrieben, das ist alle wahr; nur war es in der Wirklichkeit ein bloßer Umriß von Angst, den ich zu meinem Vergnügen ausgemalt habe. Das sind die Geheimnisse der Hypochondrie, die selbst ein Dichter nicht errathen kann, wenn sie ihm die Natur nicht offenbart. Ein Kenner der menschlichen Nerven hätte das gleich gesehen, daß meine Furcht keine Erfindung war. Lassen Sie es nur immerhin abschreiben; das gibt eine Sonne für meine Wallfische von Rezensenten. Und vielleicht wenn diese Briefe gedruckt erscheinen, wird das Lachen ungeheuer im Preise gestiegen sein.

Meine alte Wohnung habe ich, ob ich sie zwar leer fand, aus zwei wichtigen Gründen nicht wieder gemiethet. Erstens war ein Papierschirm, der vor dem Fenster stand und

der mich beim Schreiben zwei Jahre lang gegen den Wind schützte (was auch Kenner meinen Pariser Briefen angemerkt haben), um eine ganze Handlang niedriger geworden, so daß ich mir die obere Hälfte des Unterleibes hätte erkälten können. Zweitens war ein großer Kleiderschrank von Mahagoni gegen einen kleineren von Rußbaumholz vertauscht worden.

Jeden Tag freue ich mich mehr darüber, daß *** die schmachvolle Heirathserlaubnis nicht abgewartet. Wenn es in gleichen Fällen alle so machten, dann wäre der tolle Uebermuth unserer Regierung bald gebändigt. Ich kann an die Sache gar nicht denken, ohne daß sich mein ganzes Blut empörte. Wer sich eine Ungerechtigkeit gefallen läßt, der begeht sie zur Hälfte. Es ist als hätte die Tyrannei eine Art magnetische Kraft und die Dummheit der Menschen wäre von Eisen, so daß sie von jener unwiderstehlich angezogen wird; sonst ließe sich gar nicht erklären, warum der Gehorsam nicht ein-

mal wartet, bis ihn der Befehl erreicht, sondern ihm ganz lustig entgegenspringt. Das elende Frankfurt! Es ist als läge ihm daran, daß ich meinen Haß nicht vergesse und nie aufhöre es zu verachten. Nirgends, in keinem monarchischen Staate, habe ich so viele eitle Regierungsfucht gefunden als dort. Und eine Zeit wie die unsere, eine Kupplerin wie die deutsche Bundesversammlung, haben noch gefehlt, die Bestialität recht hervortreten zu lassen. Es ist so viel Lächerliches in ihrer Homomanie! Ihre zwei Schüsse in die Luft, mit welchen sie drohen — als wären nicht alle ihre Schüsse in die Luft, nicht alle ihre Drohungen in den Wind! Der Senat kömmt mir vor wie der Hahn auf alten künstlichen Thurmuhren, welcher die Stunde kräht. Was die Räder und Federn der Bundesversammlung im verborgenen treiben, das kräht unser Senat für ganz Deutschland aus, daß jeder wisse, welche Zeit es ist. Eine Seele von Messing — der Ekel geht mir bis an den Hals

hinauf. Und sterben muß es doch und sein Ende ist nahe; aber viel scheint ihm daran gelegen, daß keine Thräne an seinem Grabe fließe, sondern es mit Spott und Gelächter eingeschaufelt werde. Wie die einigen Männer von Tugend und Ehre, welche im Senate sitzen nicht lieber ihr Amt aufgeben, als sich zu Schergen des Bundestages herabwürdigen, das begreife ich nicht. Lieber wollte ich doch als treuer Bornheimer Nachtarbeiter mein Brod verdienen, als den ganzen Tag in der weit mephitischen Kloake der heiligen Allianz herumwühlen. Und was sie vor ihrem Ende noch zappeln! Es gleicht dem Federlesen der Sterbenden. Sie glauben etwas zu zupfen, und es ist nur eine Nerven-Vision, nichts als ein Krampf in den Fingern. Hochverrath! Weil einige ehrliche Bürger sich über die Unregelmäßigkeiten der Wahlen beschwert! Da haben Sie Metternichs Lafei. Wer seine Livree nur im mindesten unfreundlich berührt, der hat seinen Durchlachtigsten Herrn beleidigt. Das ist frei-

lich Hochverrath. Pfui, pfui! Ein vierzigtägiger Wolkenbruch müßte herabstürzen, der Main müßte bis zur Spitze des Pfarrthurms steigen um Frankfurt von all dem Schmutze zu reinigen, den seit siebenzehn Jahren die deutsche Bundesversammlung hineingeworfen.

Montag, den 19. November.

Uf! was habe ich mich gestern geärgert. Heute aber kann ich wenig mehr schreiben. Erstens ist seit ich hier bin, der erste schöne Tag und ich will ihn benutzen, spazieren zu gehen. Zweitens wird heute die Kammer eröffnet, und ich will an die Börse gehen, wo in ungeduldiger Erwartung der königlichen Rede die größte Bewegung herrscht. Drittens habe ich heute Abend Theegesellschaft und dazu noch Vorbereitungen zu treffen. Paulinens vier Schwestern wollen mich besuchen. Mein Portier wird große Augen machen, wenn vier junge Damen in Trauerkleidern in das Haus treten.

Also jetzt beginnt die Kammer und mein Briefsommer voller Donner und Blitz.

Donnerstag, den 22. November.

Ich erhalte so eben einen Brief, worin man mir schreibt: Unter Adresse an S. S. sei ein Brief an mich abgeschickt worden. Schicken Sie mir ihn gleich. Der nämliche Correspondent schreibt mir: „Dr. Spazier, der bekannte Po= lenfreund, schrieb mir: „Sollten Sie Dr. Börne „nächstens schreiben, dessen Aufenthalt mir un= „bekannt ist, so bitte ich ihm mitzutheilen, daß „ihm, zur größten Wuth der Berliner und an= „derer Absoluten, meine Biographie Jean Pauls, „die als 13te Lieferung von dessen sämmtlichen Wer= „ken in vier tausend Hände kommen dürfte, dedizirt „und Jean Paul überall als der Dichter der Frei= „heit und des Volkes im Gegensatze zu Göthe „im Werke hervorgehoben werden wird.“

Samstag, den 24. November.

Die *** kann ich mit nichts anderem ver= gleichen als mit einem Kuchen der sitzen ge= blieben; nie ist mir eine Komödiantin vorge=

kommen, die weniger locker gewesen. Und nächstens will sie bei den Italienern als Desdemona auftreten! Nie war ich auf eine Vorstellung begieriger als auf diese. Wo sie nur im dritten Akte das Feuer hernehmen will? Sie ist wie nasses Holz und ich fürchte, es wird rauchen im ganzen Hause. . . . Dann ging ich spazieren, und nach dem Essen kam ich nach Hause und fand Ihren Brief. Er war um halb zwei Uhr, da ich schon ausgegangen war, gekommen. Gewöhnlich kömmt er schon um elf. Ich vermuthe auch den Grund der Verzögerung. Die Nr. 23 auf der Adresse konnte man bei flüchtigem Lesen für 25 halten. Warum hat S. den unglückseligen Schnörkel auf die 3 gesetzt? Jetzt schnell Stiefel aus, Pantoffel und Schlafrock angezogen, die Lampe angezündet, eine Pfeife gestopft und dem Conrad gesagt, er solle mir eine Tasse Kaffee bestellen. Bis der Kaffee kam, schlummerte ich ein wenig. Dann der Brief und vier ungeheure Stücke Zucker, wovon sich jede brave Haus-

frau entsezt hätte, in den Kasse geworfen. Das war nun zu süß. Jetzt stehe ich am Pulte und beantworte den Brief. . . .

Montag, den 26. November.

Ich fürchte sehr, daß der Brief den ich gestern auf die Post gelegt, erst heute abgegangen ist und daß Sie ihn einen Tag später erhalten werden. Sonntags werden Briefe nur bis zwei Uhr expedirt, und es war fünf Minuten darüber als ich ihn in den Kasten geworfen. Das machte mir gestern Verdruß, denn ich weiß wie Einem zu Muth ist, wenn am bestimmten Tage ein erwarteter Brief ausbleibt. Nun wollte ich gestern Abend zu Hause bleiben, schreiben und vor dem Schlafengehen mich noch für fünfzig Franken ärgern. Aber ich war so verstimmt, daß ich mich nicht ärgern konnte. Ich ging zu ***. Dort traf ich den Grafen *** aus . . ., seit kurzem hiesiger chargé d'affaires, und seine Frau. Diese Gräfin, von der

ich, nachdem sie die Gesellschaft verlassen, erfuhr, daß sie sehr begierig gewesen mich kennen zu lernen, gefiel mir ungemein gut, nämlich ihre schöne Gestalt und ihre geistreiche empfindungsvolle Physiognomie. Ich lernte sie aber weiter nicht näher kennen, denn sie war unwohl, mußte im Nebenzimmer sich auf das Bett legen und bald darauf nach Hause gehen. Sie ist seit mehreren Jahren verheirathet und noch kinderlos, und so oft ihr übel ist, ist sie glücklich. An ihrem Manne scheint nicht viel zu sein. Ich habe greulich demokratisirt, denn in Gegenwart von Diplomaten fanatisire ich gern meine Gesinnung zugleich aus Gutmüthigkeit und aus Klugheit, denn Ueberspannung verzeihen sie leichter als kaltes Recht haben. Da war noch eine andere Dame, frühere Bekanntschaft, gut und schön aber hoch geschminkt mit Royalismus. Ich setzte mich neben ihr und sagte, ich wollte sie zum Republikanismus bekehren; doch unterließ ich es, denn ich merkte

balb wie ihr und allen Anwesenden die ersten Elemente der Wahrheit in der Geschichte fehlten.

Mittwoch, den 28. November.

Heute kömmt ein schöner langer Brief von Ihnen; ich spüre es in dem großen Fußzehen. Aber vor lauter Aerger habe ich die ganze Zeit daran vergessen, Sie zu erinnern mir Tabak zu schicken, sobald sich Gelegenheit findet denken Sie daran.

Hurrah! Da ist der Brief. Erstens, Vorwürfe über so schmales Papier, da geht wenig darauf. Nicht geplaudert! sonst traue ich Ihnen nie ein Geheimniß mehr an. Wenn ich Ihnen Geheimnisse zu schreiben habe, werde ich den Brief unter Couvert an *** schicken. Wenn Sie mir schreiben, bedienen Sie sich nicht der Adresse . . . sondern lieber, die von ***. Aber ohne Noth thun Sie es nicht, nur in dem Falle wenn es ein wichtiges Geheimniß ist. Ich rathe Ihnen diese meine jetzigen Briefe

(sobald sie abgeschrieben) in ein drittes Haus in Sicherheit zu bringen. In Deutschland ist jetzt alles möglich und bei Gelegenheit wäre man im Stande bei Ihnen nach meinen Schreibereien Nachsichtung zu halten. Wenn die Bücher eintreffen, vertheilen Sie sie augenblicklich an die bestimmten Personen, ehe sie weggenommen werden.

Samstag, den 1. Dezember.

Nicht wahr, ich habe doch Recht, die Briefe eines Narren sind sehr interessant. Der Verfasser ist ein unbekannter ganz junger Mensch, der eben erst von der Universität gekommen. Den Namen habe ich vergessen. Abends. O dumm, was bin ich heute gestört worden! Dieser Brief wird sehr kurz werden. Ich habe eine Commission für meine Schwester zu besorgen. Es ist schon neun Uhr und ich muß durchaus noch ins Kaffehaus die Abendzeitung lesen, weil heute die Nachricht gekommen, daß

das Bombardement von Antwerpen angefangen. Morgen, weil es Sonntag ist, muß der Brief früh auf die Post und die wenige Zeit die mir noch übrig bleibt muß ich zwei Briefe schreiben, einen an den Verleger der Briefe in Otahaiti und einen an meine Schwester. Besorgen Sie den einliegenden Brief. Ich führe mich diesen Winter mit dem Schreiben schlecht auf, ich bin faul und dumm. Die Dummheit kommt vom Gesundsein und die Faulheit von dem lächerlichen Romanen lesen. Gestern schon wollte ich den Brief anfangen und gedachte viel zu schreiben, da fällt mir ein Roman von Koß in die Hand, und den lese ich in einem Zuge aus. Vier Bände. *Le barbier de Paris*.

Heute sagte mir ein deutscher Buchhändler hier, er habe mehr als hundert Exemplare von meinen Briefen hier verkauft. Das ist doch viel für Paris. Und der andere deutsche Buchhändler hier, der größere Geschäfte macht, hat doch wahrscheinlich noch mehr verkauft. — Ihre

Augenschmerzen sind doch nicht von Bedeutung? Wenn ich mir nur das kleine schreiben abgewöhnen könnte. Lassen Sie sich doch meine Briefe lieber vorlesen.

Wer hat Ihnen denn gesagt, daß *** ein ordentlicher Mann ist? Persönlich kenne ich ihn nicht, aber aus früherer Zeit, da ich noch auf der Polizei war, kenne ich ihn aus amtlichen Verhandlungen. Da er kein Frankfurter ist, ist er zwar nicht Frankfurterisch dumm, aber er ist ein Tyrann aus fürstlicher Schule, der vom Liberalismus unserer Zeit nicht die geringste Vorstellung hat, und die Obrigkeit für eine Gottheit ansieht. Er steht täglich um vier Uhr auf, und ist täglich um vier Stunden herrschsüchtiger als ein anderer Senator.

Dienstag, den 4. Dezember.

— — Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß ich eine sehr schöne Wohnung habe, die mich 130 Franken monatlich kostet. Die Wohlfeilheit

fiel mir zwar gleich auf, doch ich dachte, es läge am Quartier, das wohlfeiler wäre als ein Anderes. So oft mich Einer besucht, bewunderte er meine Wohnung, und wenn man den Preis erfuhr, war man erstaunt über die Billigkeit. Nun war Sonntag wieder Einer bei mir. Er war gleichfalls erstaunt und sagte: das sei eine Wohnung für 230 Franken. Das schlug wie ein Blitz vor mir ein. Ich dachte: wie, wenn ich nicht recht gehört hätte? Wenn man mir 230 gefordert, und ich 130 verstanden hätte? Es wäre fürchterlich! Ich bekäme nicht allein ein Defizit von 200 Franken in meine Cassé (denn ich müßte den zweiten Monat das Logis auch noch behalten, da ich nicht aufgesagt) sondern ich müßte die fürchterliche Arbeit eine neue Wohnung zu suchen von neuem anfangen. Morgen oder übermorgen ist der Monat aus, da bekomme ich die Rechnung und da entscheidet sich mein Schicksal. Begreifen Sie jetzt meinen Schmerz? Im nächsten Briefe er=

fahren Sie den Ausgang der Sache. Wenn oben am Briefe Zeter steht war es unglücklich, wenn Hallelujah glücklich. Beten Sie für mich. Abends. Wie vergnügt macht es mich, wenn ich bedenke, daß in fünf Stunden Ihr Brief ankömmt. Ich erhalte ihn Vormittags halb zwölf, und die Nacht rechne ich nicht, weil ich dann schlafe und von der Zeit nichts weiß. Jetzt will ich doch sehen, ob Sie etwas von der Algebra gelernt. Es ist jetzt 9 Uhr. Ich gehe zwei und ein halb Stunden später zu Bette als ich aufstehe. Frage: um wie viel Uhr lege ich mich schlafen, um wie viel Uhr erwache ich? Wenn Sie es errathen, schenke ich Ihnen Willibald Alexis neuen Roman in sechs Bänden, der angekündigt worden; wenn Sie es nicht errathen, schenke ich ihn Ihnen auch, zur Strafe. —

Mittwoch, den 5. Dezember.

— Da ist der Brief. Er war auch von außen fast offen, wie meiner. Das ist nun

nicht zu ändern. Vielleicht ist es Zufall, vielleicht werden die Briefe geöffnet. Was liegt daran? Wir werden uns wohl hüten einander Geheimnisse mitzutheilen. Ihr Papier ist wieder erschrecklich schmal. Ueber Victor Hugo schreibe ich Ihnen im nächsten Briefe. Die Schweizer Briefe will ich allerdings benutzen; aber ich spare sie auf, bis ich nächsten Sommer wieder nach der Schweiz komme, und dann mehr darüber schreibe. Lafayette hat wieder zu mir geschickt, ich möchte ihn besuchen. Ich werde es nächstens thun. Ich weiß gar nichts mehr zu schreiben. Adieu.

Samstag, den 8. Dezember.

Halleluja! Ich habe meine Rechnung bekommen, ich habe recht gehört, das Logis kostet nur 130 Franken. Was ich in Angst war, das glauben Sie nicht. Sie aber werden mir wahrscheinlich auf Ihre gewohnte Art im nächsten Briefe Trost einreden, ich solle mir um zwei-

hundert Franken keinen Verdruß machen ic. Daran werde ich meine Freude haben.

Also nichts gewonnen in Baden? Das ist das Loos der Loose.

Mittwoch, den 12. Dezember.

Wie ich heute aus Ihrem Briefe ersehe, erhalten Sie meinen nicht immer am 4ten Tage, was ich dachte. Was Sie mit von *** schreiben, nämlich daß er anmaßend wäre, mag wahr sein; aber hier in Paris hat er nicht den Namen dafür. Natürlich, in diesem Gedränge wird jeder mürbe gedrückt, und die allgemeine Eitelkeit läßt die besondere nicht aufkommen. Der Benzels-Sternau habe ich noch nicht geschrieben. Ich thue es wohl noch später und schicke ihr einige neue französische Werke. Das wird sie verßöhnen.

Mich in Mannheim niederzulassen, dazu hätte ich keine Abneigung; aber ich kann Sie versichern, daß ich jetzt und so lange die gegenwärtige Lage der Dinge dauert, in Deutschland

nirgends sicher wäre, daß ich dort wenigstens nicht ruhig sein könnte. Die Colonialwaaren aus Otahaiti werden mich nicht empfehlen. Ich dachte einstweilen an Zürich, den Sommer am See, den Winter in der Stadt. Dort wird im Frühling eine neue Universität errichtet, und das kann ein neues frisches Leben in dem sonst schläfrigen Orte aufbringen. Oken, weil als Liberaler in München verfolgt, soll der Zeitung nach dort angestellt werden. Wahrscheinlich werden noch andere vertriebene Professoren dort angestellt, etwa Kotter, Welcker. Ich könnte Vorlesungen halten für Studenten und die schöne Welt. Ich möchte zwar keine Professorstelle haben, die mir zu erreichen vielleicht nicht unmöglich wäre, aber verdienen könnte ich doch mit Vorlesungen. Erstens bezahlen die Zuhörer, zweitens wird ein Theil des Universitätsfonds dazu verwendet, freiwillige Vorlesungen, wenn sie Interesse haben, außerordentlich zu remuneriren. Jetzt denken Sie Ihrerseits nach. Es ist

in Zürich freilich theurer leben als in Mannheim, aber nichts schöner als der Züricher See und zum beständigen Aufenthalte, angenehmer als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

— — Gestern hatte ich noch Zahnschmerzen, und Abends, da ich schreiben wollte, bekam ich *** Schmerzen; darum konnte ich den Artikel über Victor Hugo nicht beendigen. Es geschieht im nächsten Briefe.

Samstag, den 15. Dezember.

— — Wie hat mich Ihr heutiger Brief amüßirt, daß ich vorher gewußt, wie Sie mich trösten würden wegen des Logis. Es ist alles gut abgelaufen. *** Das ist ein Algebrist! Um 11 Uhr lege ich mich schlafen und um halb neun stehe ich auf. — —

Sonntag, den 16. Dezember.

Nächsten Samstag wird meine Freundin zum Erstenmale im Italienischen Theater singen, und ich habe mir meine Hände dazu gerben lassen.

Wenn Sie diese Woche etwas Ledernes in meinen Briefen finden, so wissen Sie die Ursache. Jetzt kann geschehen, daß die kleinen Blätter sich um das Wortspiel: „. .“ herumdrehen; das kann ihr nützen, das kann ihr schaden, wie es kommt. Daß ich aber schlaflose Nächte darüber habe, mögen Sie sich vorstellen. Wäre nur alles schon vorbei, glücklich oder unglücklich; aber die Ungewißheit ist fürchterlich. Die Ehre der Nation steht auf dem Spiele; da wäre nicht zu zittern Verrätherei.

Mittwoch, den 19. Dezember.

— — Meine Zahnschmerzen sind jetzt ganz vorüber. Ja wohl habe ich das herrliche kalte Wasser gebraucht, und es hat mich auch immer erleichtert. Daß dessen täglicher Gebrauch, woran ich mich gewöhnt habe, die Zähne stärkt, hat sich jetzt am meisten erprobt, daß ich trotz der anhaltenden und starken Zahnschmerzen, nicht nöthig hatte mir einen Zahn ausziehen zu lassen, wie früher in ähnlichen Fällen immer

noch der Fall gewesen. Es hätte mir sehr leid gethan, es war einer meiner noch übrigen Weisheitszähne.

Ich warte mit Ungeduld auf das Göthe-Büchlein. Gestern las ich in einem Inhaltsverzeichnis der Berliner Jahrbücher der Literatur, daß Varnhagen von Ense dieses Göthe-Büchlein rezensirt hat. Dieser Varnhagen ist der wüthendste Göthe-Pfaffe. Er ist es, auf den ich in meinem 8ten Theile und in meinen Briefen angespielt habe. Nun möchte ich diese Kritik gar zu gerne haben, aber woher schaffen? Wenn ja möglich, lassen Sie mir den Artikel abschreiben, (der Varnhagen schreibt breite Artikel) aber es liegt mir viel daran. — Von Otaihiti habe ich noch nichts erfahren. Vielleicht haben die Wilden meinen Cook todtgeschlagen.

Montag, den 24. Dezember.

— — Einen gelehrten Auftrag für S. In meinem Briefe Nr. 17, da wo ich von den Für-

stennamen, Wilhelm, Leopold, Carl spreche, und wie das alles eins wäre, wollte ich eine dahin passende Stelle aus Shakespeare anführen, hatte aber keinen. Ich bitte also S. die Stelle im Shakespeare, die ich ihm bezeichnen werde, abzuschreiben, sowohl englisch als in der deutschen Uebersetzung von Schlegel, und sie in den Brief Nr. 17 zu legen. Die Verse müssen aber genau geschrieben sein, damit sie mir, wenn ich zu seiner Zeit davon Gebrauch machen will, das Original ersetzen. Es ist im Julius Cäsar in der Scene, wo Cassius den Brutus gegen Cäsar aufhezen will. Er sagt ihm ohngefähr: „Was ist denn in dem Namen Cäsar? Brutus ist gleich wohl lautend, man beschwört mit Brutus Namen Geister, wie mit Cäsars.“

Mittwoch, den 26. Dezember.

Der heutige Brief wird wohl klein werden. Ich habe keine Zahnschmerzen, auch kein anderes Uebelbefinden, oder sonst eine Störung. Ich

glaube ich war dumm. Das Wetter war fast die ganze Zeit über meines hiesigen Aufenthaltes abscheulich. Heute ist es herrlich und es freut Sie wohl eher, als es Ihnen leid thut, wenn ich, um spazieren zu gehen, den kleinen Brief schließe.

Donnerstag, den 27. Dezember.

Nein, so eine dumme Widerwärtigkeit ist mir noch nicht begegnet! Gestern steckte ich den Brief ein, ihn selbst auf die Post zu legen, laufe den ganzen Nachmittag herum, vergesse den Brief und werde erst zu meinem Schrecken wieder daran erinnert, als ich Abends zu Hause meine Noctaschen ausleerte. Ich war ganz in Verzweiflung darüber. Ich muß Sie nicht mehr lieb haben, ich kann es mir sonst gar nicht erklären.

Den 28. Dezember.

— Dieser Brief wird auch klein werden, denn ich habe mir vorgenommen in diesem Jahre

nicht mehr viel zu schreiben. Nach meinen drei letzten großen Briefen bin ich so erschöpft geworden, wie die Franzosen nach ihren drei Julitagen. Die deutschen Fürsten mögen aber nicht triumphiren wie Louis Philipp und meinen, ich hätte meine Abdankung gegeben. Es ist nichts als Müdigkeit. Wenn ich mich wieder erholt habe, sollen sie erfahren, daß ich noch der Alte bin.

Samstag, den 29. Dezember.

Ah, Welch ein schöner großer Brief. Und sehen Sie, was der Mensch ein Egoist ist. Ehe ich den Brief öffnete, dachte ich, ein beigeschlossener Wechsel für *** mache ihn dick, als ich aber sah, daß er ganz voll geschrieben war, machte mich das ganz glücklich. — Prost Neujahr. Adieu. Das Wetter ist in einem fort erbärmlich. Ich habe so etwas noch nicht erlebt.

Sonntag, den 30. Dezember.

— — Abends. Ah! Was ist die Tugend für eine schöne Sache und wie schön wird sie

belohnt! Nach dem Essen ging ich mit einigen Kameraden in den Palais=Royal um Kaffe zu trinken. Nach dem Kaffe wollten sie mich überreden sie zu begleiten, ich habe vergessen wohin. Doch ich widerstand ihnen allen. Es war ein Deutscher, ein Schweizer, ein Franzose, ein Ungar und ein Pole. Diese fünf lasterhafte Nationen besiegte ich allein. Dann ging ich stolz durch den Garten und sah die Sterne an, die mir zulächelten. Unter diese hatte sich ein röthlich funkelndes Licht, aus einer Mansarde ganz hoch oben geschlichen; aber ich entdeckte sogleich den Betrug und eilte nach Hause. Dort lag auf dem Tische das Kästchen von der Post. Ich wußte, es könne nichts Anderes als die Zeichnung sein, aber daß es keine Rolle war, wie ich erwartete, machte mich ganz irre. Das war so dünne wie ein Schachbrett. Nachdem das Wachs=tuch abgenommen war, wurde ich noch stutziger; zwei Bretter und ich sah nichts dazwischen. Bei dem Deffnen fing ich erst zu ahnen an, was

mir früher gar nicht in den Sinn gekommen. Ich zog es endlich hervor. Was braucht der Himmel so wenig Platz! Nein, was mich das glücklich machte, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war nicht allein und lachte, um nicht zu weinen. Es kann nicht schöner sein. Der hat sich in mein Herz geschlichen, und Sie in meiner Bildergalerie kopirt. L'allemand heißt der Zeichner, wenn ich recht geiesen. Gott segne ihn. Ihnen mag, brauche ich gar nicht zu danken. Sie hatten gewiß so viele Freude, als Sie an die meinige dachten, daß Sie schon bezahlt sind. Morgen wird das Bild unter Rahmen und Glas gebracht. So kann ich es ganz bequem in meinen Reisewagen neben mir stellen, ja es kann eingerichtet werden, daß man es darin aufhängen kann wie in einem Zimmer. Was das artig sein wird, wenn ich auf der Landstraße einer junge blasse Engländerin begegne, auf dem Bocke sitzend, während ihr Mann inwendig schläft. Wenn sie das Bild sieht, was

sie die Gattin eines so zärtlich liebenden Mannes beneiden wird! Ist sie eine Schriftstellerin, läßt sie es gewiß drucken.

Montag, den 31. Dezember.

Guten Morgen! Es ist der zweite gute Morgen, den ich Ihnen gebe. — — Und mit dem Glockenschlage kam Conrad herein und überreichte mir folgendes Gedicht, das er eben erst fertig geschrieben.

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Da ist die Abschrift von dem Gedichte.

Lang und glücklich sei Ihr Leben,
 Unter Gottes Himmelzelt.
 Diesen Wunsch kann ich nur beten,
 Weil er Gott auch wohlgefällt.

Jedes Jahr bring' Ihnen Wonne
 Guter edler Freiheitsmann.
 Blüht ein st die reine Freiheitssonne,
 O, dann ist Allen wohlgethan.

Er, der Schöpfer aller Werke,
 Reiche Ihnen Kraft und Muth.
 Nur mit Gottes Macht und Stärke
 Endet jede Sache gut.

Am ersten Tage des Jahres 1833
 gewidmet
 von

Conrad Ulrich.

Ist das nicht schön und gut und treu? Göthe hat nur schöner gedichtet.

Was war ich gestern so schadenfroh über Ihren außerordentlichen Brief! Nicht wahr, man kann auch die unartigsten Kinder durch strenges Regiment an Folgsamkeit gewöhnen? Daß ich voriges Jahr gejammert, weil ich keinen Brief auf den Neujahrstag bekommen, und Ihnen gedroht, wenn solche Vernachlässigung wiederkehrte, würde ich Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen, nicht wahr, das hat gewirkt? Schön. — Endlich weiß ich, was es mit der Marianne für ein Bewandniß hat. Gestern nach dem Essen ging ich mit Dr. *** in das

bezeichnete Haus. Hinter dem Palais=Royal gelangt man zu einem langen langen Durchgang, dunkel und schauerlich. Da kamen wir an eine eiserne Gitterthüre. Wir schellten, wurden eingelassen und hinter uns schloß sich dröhnend die Thüre, daß es mir durch die Nerven frieselte. Der Portier, ein junger Mann, und seine alte Frau saßen bei Tische und aßen etwas blutiges, das wie ein Kindskopf aussah. Ich fragte nach Mademoiselle Marianne. Der Portier warf mir einen stechenden Blick zu und wetzte das Messer. Da zog ich mich hinter *** zurück und lies ihn weiter fragen. Demoiselle Marianne hatte früher einen Bußladen, aber nicht in dieser Mördergrube, wo sie bloß wohnte, sondern in der Nähe. Sie ist eine betagte Person zwischen 18 und 60 Jahren, hat die Cholera gehabt und wohnt jetzt in Versailles. —

Mittwoch, den 2. Januar 1833.

. . . . Ich soll sie freundlichst grüßen von meinem Homer und Ihnen ein glückliches Neujahr wünschen. —

. . . . Ich elender, beschämter, reuiger Sünder! Da ist noch Ihr Brief. Aber erst um halb drei Uhr kam er, drei Stunden später als sonst. Ich kann heute nicht mehr darauf antworten. Ich habe wie gewöhnlich Mittwoch geschrieben und begreife nicht, warum Samstag der Brief nicht angekommen. Ein zweiter Weihnachtstag wird hier nicht gefeiert. Aber vielleicht ist die Post streng religiös und betet an diesem Tage in ihrem Cabinet noir. Adieu.

Mittwoch, den 2. Januar.

Ich komme auf Ihren Brief zurück. Ihr macht mich noch toll mit Eurer Dummheit. Kann man denn den Mechanismus besser beschreiben, als ich es gethan? Nicht die ganze polytechnische Schule hätte es deutlicher machen können. In Frankfurt, am Sitze der hohen deutschen Bundesversammlung so verstockt zu sein, nicht zu verstehen, wie man verborgene

Schubladen entdecke! Es ist zu arg. Warum war ich aber auch selbst so dumm, daß ich die Schubladen leer ließ, und nicht Bonbons hineinlegte! Die schönsten und besten Bonbons: chocolat prasliné, oranges glacées, beignets d'ananas, caramel au café. Welche Schadenfreude hätte es mir gemacht, wenn Ihr Wochenlang davor gestanden wäret, ohne dazu kommen zu können. Es ärgert mich. Ich kann Euch nun nichts weiteres rathen, als entweder zu warten, bis in Deutschland die heimlichen Behmgerichte aufgehoben werden, nämlich bis ich dahin zurückkehre, oder wenn Euch das zu lange dauert, aus dem Zuchthause einen geschickten Dieb kommen zu lassen; der wird das Geheimniß bald auffinden und es wahrscheinlich vor Euern Augen unbemerkt einstecken, wozu gar nicht viel gehört. Weil wir gerade von Spitzbuben reden, will ich Ihnen einen artigen Streich erzählen, den neulich jemand beging. Ein fein gekleideter Herr ging in einen Weiß-

zeug-Laden und verlangte einige Duzend feine Hemden für seine liebe Braut. Man legte ihm welche vor, die ihm auch sehr gut gefielen. Aber er war ungewiß, ob sie auch die gehörige Länge hätten, und bat darum die Händlerin, da sie ganz die Größe seiner Braut habe, eines der Hemden anzuprobiren. Mit Vergnügen. Als die Dame das Hemd angezogen, trat der Herr hinter ihr, und befestigte unbemerkt mit einer Stecknadel das Hemd an dem Rocke. Dann nahm er einige Pakete und ging gelassen zur Thüre hinaus. Die Händlerin schämte sich im Hemde auf die Straße zu gehen um dem Diebe nachzulaufen, und bis sie sich besonnen, ihre Scham überwunden und hinauslief, war der Dieb verschwunden.

. . . . Freilich sollen Sie das Papier nur an Festtagen gebrauchen; aber jeder Tag an dem Sie mir schreiben, ist mir ein Festtag. Ich begreife nicht, wie Sie mich fragen konnten, warum ich mich zu meinen eigenen Briefen nicht

des nämlichen schönen Papiers bediene? Ich gebrauche ja seit drei Jahren kein Anderes. Aber freilich merkten Sie das nicht, denn mein Papier ist mit schwarzen Zeilen so dicht bedeckt, daß man es nicht sieht; zwischen zwei Ihrer Zeilen aber kann ein Schuldner seinem Gläubiger recht gut ausweichen. Das ist eben mein alter Jammer. Jede Ihrer Zeilen kostet mich einen Sou Porto. Sie sind Millionen werth, stünden sie aber dichter, wären sie ganz unschätzbar. Also, da ich Ihnen, eingestanden ermaßen, so schönes Papier geschenkt, seien Sie auch dankbar, und benutzen es künftig nach meinem Wunsche. Keine Briefe mehr wie Gärten mit breiten Wegen, sondern wie Wiesen und dichte Wälder, daß ich kaum durchbringen kann, und mir Ihre B und S und R das Gesicht zerkragen. Thun Sie es nicht, schicke ich Ihnen künftig gutes weißes Druckpapier; darauf fließen die Zeilen ineinander und ich kann jedes Wort dreimal lesen. —

Das ist ja eine Woche der Ueberraschung! Bild, ein außerordentlicher Brief und Nachrichten aus Otaihiti. Daß ein Privatmann früher als die Buchhändler das Werk bekommen, halte ich für ein großes Unglück. Jetzt wird die Sache gleich bekannt, und der Bundestag und die Polizei können voraus Maaßregeln treffen, die Briefe zu unterdrücken. Das kann eine böse Geschichte werden. Jetzt bitte ich Sie, mir doch öfterer, auch außer den gewöhnlichen Posttagen zu schreiben, was Sie über die Briefe erfahren. Ich habe noch ein ganz Anderes als das gewöhnliche schriftstellerische Interesse an der Sache. Sie müssen eine förmliche geheime Polizei und ein Spionirsystem organisiren.

Dabei ist die beste Art etwas zu erfahren, nichts sprechen und nichts fragen, sondern hören. S. soll in die Handelskammer, an die Börse, und unter irgend einem Vorwand in den Laden des Antiquar *** gehen. Letzteres ist sehr wichtig. Sie besuchen . . . und lassen

sich von . . . erzählen. S. muß sich so viel als möglich hinter die Aerzte seiner Bekanntschaft machen; die erfahren manches. Geben Sie einen Thee. Laden Sie die . . . und den A. ein. Rührt Euch. Schickt Agenten nach Mainz, und laßt beobachten, ob keine Truppenbewegungen statt finden. Jetzt heißt's klug sein. Schreiben Sie mir doch vorläufig, welchen Titel das Buch hat, und wie viele Seiten jeder Band. Nach meiner (aber wie gewöhnlich zu ängstlichen) Berechnung fehlten einige Bogen. . . Den Namen Quaita und Heiden habe ich vorsätzlich gelassen. Warum nicht? Je ärger, je klüger. Wenn man zu einer verfolgten Parthei gehört, ist man am sichersten an der Spitze. Ob ich mit E d u a r d, E d u a r d, Veränderungen vorgenommen, erinnere ich mich nicht.

Giebt es denn wirklich in Frankfurt Narren, welche hofften, die Franzosen würden vor Antwerpen zurückgeschlagen werden? Das ist merk-

würdig! Gott weiß, wie ich das selbst wünschte, zwar aus andern Gründen als die Frankfurter; aber so toll, es zu hoffen, war ich nicht.

Samstag, den 5. Januar.

— — So eben verläßt mich der Heine, nach einem sehr langen Besuche, der mich gestört hat. Es ist das Erstemal, daß er diesen Winter zu mir kam, ob er zwar ganz in meiner Nähe wohnt. Sein böses Gewissen macht ihm meine Gesellschaft drückend. Ich verstehe hier unter bösem Gewissen nicht was man in der Sprache der Moral darunter versteht. Ich vermuthe zwar, daß Heine Schuft ist, aber ich kann ihm keine schlechte Handlung beweisen. Doch ein böses Gewissen hat jeder der mit sich zerfallen ist, anders fühlt als er denkt, anders spricht als er denkt und fühlt, und anders handelt als er spricht. Heute kam Heine, weil er erfahren, daß ich Xenien bekommen, worin von ihm die Rede ist. Den eitlen Narren macht

so etwas ganz unglücklich, und ich Bösewicht hatte meine Schadenfreude daran. — Von Gotta's Tod haben Sie wohl schon gehört. Das ist jetzt nach Robert der zweite, der es nicht erlebt, daß ich ihn in meinen Briefen heruntergemacht; Göthe mitgerechnet eigentlich der dritte. Meine Gegner haben Glück.

Seit Neujahr ist völliger Winter hier. Ich bin das gar nicht mehr gewöhnt und jammere wie ein Kind. Das dauert aber hier nicht lange. — Da ist der Brief. Was war ich Angst. Schon zehn Minuten über der Zeit. Daß die Briefe noch nicht in Frankfurt sind, hat wohl darin seinen Grund; der Verleger wollte sie später in Frankfurt bekannt werden lassen, weil von dort aus zuerst ein Verbot zu fürchten war, welches dann die Verbreitung in ganz Deutschland verhindert hätte. Daß *** die Briefe nicht lobt, kann ich mir wohl denken. Der Enthusiasmus der Juden amüßrt mich; doch ist es wahr, daß ich auf eine Art für die

Juden gesprochen, für die sie mir Dank schuldig sind. Das Buch von Heine ist noch nicht hier. Daß er ein Aristokrat werden würde, sah ich voriges Jahr schon kommen. Er ist es geworden aus Furcht, aus Eitelkeit, und aus Eigennuz. Ich bin überzeugt, daß er Geld bekommen. Er ist der unglücklichste Mensch von der Welt, dem die Eitelkeit das Leben verbittert. Da er keinen Glauben und keine Liebe hat, und nur um den Beifall schreibt, hängt er ganz von dem launischen Urtheile der Menschen ab. Ich war zugegen, als ihm Dr. *** (aus der Leipziger Zeitung) von dem Erscheinen meiner Briefe sprach. Er, wie keiner hier, wußte ein Wort davon, denn ich hatte mit Niemand ein Wort davon gesprochen. Als Heine das hörte — er war eben im Lachen begriffen — zog sich plötzlich eine dicke finstere Wolke um sein Gesicht. Da bekam er nun Furcht, die gleichzeitige Erscheinung unserer Werke möchte ihm schaden, es möchte weniger von seinem Buche gesprochen

werden. Es kommt gerade gelegen, was ich (im Haringssalat *) von Heine gesagt, und wie man sich in Berlin Mühe gegeben ihn, hinüber zu ziehen. —

Wegen Brüssel werde ich noch überlegen. An die Cholera dachte ich nicht. Es war mir nur darum zu thun Brüssel kennen zu lernen; denn da ich in den ersten Jahren auf keine Weise nach Deutschland kann, bleibt mir außer Paris, nur Brüssel oder Genf übrig, mich da zu etabliren. Ich bin des Herumreisens, wenn auch nur jeden Herbst und Frühling, satt. Ich möchte gern einen Ort wählen, der Winters wie Sommers gleich interessant ist. Genf wird mir sehr gerühmt, besonders wegen seines literarischen und geistigen Lebens überhaupt. Dort möchte ich mich gern einrichten und ein Buch schreiben der Genfer=See, worin ich das Beste, was ich weiß, hineinbringe.

*) Briefe aus Paris Bd. IV. S. 223.

Ich warne Sie noch einmal, bringen Sie meine Briefe und deren Abschriften jeden Tag in Sicherheit. Es ist in den letzten Zeiten vorgefallen, daß man nach verbotenen Büchern sogar bei Privatleuten nachforschte. In einem solchen Falle könnte es der Polizei gelüsten, auch andere Dinge, die nicht gedruckt sind, wegzunehmen.

Donnerstag, den 10. Januar.

An dem ausgestrichenen März, das ich für Januar gesetzt, werden Sie erkennen, mit welcher Zeit meine Seele beschäftigt ist. So hat das Bild ganz die entgegengesetzte Wirkung, als ich davon erwartet; es vermehrt meine Sehnsucht statt sie zu beruhigen. Es ist gerade wie mit einer konstitutionellen Monarchie, durch welche kluge Staatsmänner die Republikaner zu beschwichtigen hoffen. Aergern Sie sich nicht, daß ich Sie mit einer Konstitution verglichen; wer hieß Sie sich einen Kannegießer zum Freunde wählen?

Freitag, den 11. Januar.

Dieser Brief, fürchte ich, wird sehr kurz werden. Gestern hatte ich Besuche zu machen und war faul, das heißt: ich habe viel gelesen. Heute den ganzen Vormittag Besuche. Auf diesen Abend habe ich E. und einige Andere zum Thee eingeladen.

..... Gott weiß, wenn ich hier das Buch bekomme. Es ist sehr romantisch, wenn man so ganz in der Ferne den Donner wegen der Briefe vollen hört, und wie der Himmel immer schwärzer wird und das Gewitter näher rückt. Heute ist in der allgemeinen Zeitung von der „Dor=nenlese aus Göthe“ im dritten Bande der Briefe die Rede, doch ohne weitere Bemerkung.

Samstag, den 12. Januar.

Indem ich voller Freude Ihren heutigen Brief erwarte, schlägt mir das Gewissen, daß ich Ihnen die Ihre verkürze, indem ich Ihnen heute so wenig schreibe. — Da ist der Brief.

Es ist ja erschrecklich, daß meine Briefe so theuer sind. Aber aus einem Artikel der Leipziger Zeitung und nach Ihrer eigenen Bemerkung, wird geglaubt, das Buch sei bei Campe erschienen. Das ist aber im Ernste gar nicht der Fall. Der Verleger wohnt hundert Meilen von Campe entfernt. Ich konnte ja wegen des Honorars mit ihm nicht einig werden und erschien Angst vor der Sache zu haben. — Der Gräfin habe ich noch nicht geschrieben, es soll aber gewiß noch im 19ten Jahrhundert geschehen.

Heine jammert überall in Paris herum (ich selbst habe ihn noch nicht gesprochen), welches ein Unglück ihm geschehen sei mit seinem Buche. In der Vorrede habe er Böses und Gutes vom König von Preußen gesagt; nun habe ihm die Zensur das Böse gestrichen und das Gute stehen lassen. Er wolle öffentlich dagegen reklamiren. Ich traue ihm aber nicht. Vielleicht hat er das Böse entweder gar nicht geschrieben, oder wieder

ausgestrichen. — Gestern war ein Biefländer bei mir, der aus Deutschland kam. Er sagte mir, die Aufregung dort wäre ungemein groß und beim nächsten Anstöße von Außen müßte es losbrechen.

— — Wenn ich tückisch wäre, würde ich nie gegen Garové öffentlich auftreten; denn seit vielen Jahren ist sein ganzes Streben auf einer preussischen Universität eine Professor-Stelle zu erhalten, und ich wäre ihm sehr behülflich dazu, wenn ich ihn zum Märtyrer seiner loyalen Gesinnung machte.

Ich habe heute mit Ihrem Bilde schon drei Seiten voll gesprochen, das macht mit dieser geschriebenen vier. Gegen das Delbild habe ich einen wahren Haß. Es steht noch eingepackt im Vorzimmer und frierterschrecklich. Sie sehen, ich bin wie Göthe, ein reiner Kunstfreund. Am Gegenstande liegt mir nichts, sondern nur an der Form. Der S. muß Sptone aufstellen, Leute, auf die er sich verlassen kann, und die ihm wie=

der erzählen was von den Briefen gesprochen wird. In seiner Gegenwart werden sich die Leute geniren. Dann soll er einmal Abends von sechs bis acht in den Schwan gehen, einen Schoppen Grün Petchirten sich geben lassen. Er kann auch einmal Mittags da essen. Donnerstag ist der Sauerkrautttag. Er muß sich aber nie in das Gespräch mischen, sondern hören und mich nicht vertheidigen. Gehen Sie ins Theater und horchen Sie, was in den Logen gesprochen wird. Aber ich schicke Euch nächstens den Vidocq, der soll Euch die Polizei einrichten. — „Drei Bände Blutpredigten.“ Ist der Heine darunter begriffen? Was wird der wieder in Verzweiflung gerathen, mit mir zusammengestellt zu werden! Nun Adieu. Nächstens mehr.

Donnerstag, den 17. Januar.

Ich komme auf Ihren gestrigen Brief zurück. Zuerst das Wichtigste. Sie schreiben, daß Sie erst im Mai in der Schweiz mit mir zusammen-

kommen wollen? Soll es wieder werden, wie die beiden vorigen Male? . . . Vor zwei Jahren in Baden und voriges Jahr in der Schweiz hat es bis August gedauert, bis ich mit den Briefen in's Reine kam. Und doch ist es nur eine Arbeit von drei Wochen, wenn ich mich daran halte. Schiebe ich die Arbeit auf, geht mir wieder der ganze Sommer verloren und ich kann weder reisen noch sonst etwas arbeiten. Ich will aber diesen Sommer in der Schweiz, besonders in der Landschaft von Genf, Stoff zu einem Buche sammeln, das ein Prachtwerk, ein deutsches Nationalwerk werden soll. Liebe, Natur, Politik, Voltaire, Rousseau, die Stael, alles untereinander. So lange die Briefe nicht fertig sind, kann ich nichts anderes anfangen, ich kann nie zwei Dinge auf einmal im Kopfe haben. Wie soll ich sie aber ohne Sie fertig bringen? Sie sagen, es wäre kalt dort. Was liegt daran? Wir wohnen in der Stadt und benutzen das rauhe Wetter, unsere Arbeit fertig zu machen.

Warten wir aber bis zum Mai, dann werden wir schwerlich Geduld haben, im schönen Frühlingswetter und der himmlischen Gegend uns im Zimmer hinzusetzen. Wenn Sie also Ihren schauerhaften Plan vom Mai aufgeben und mir zum Troste schon im März kommen, werde ich Sie aus Dankbarkeit in meinem Prachtwerk himmlisch schildern; wo aber nicht, schildere ich Sie wie Sie sind; zum Entsetzen Ihrer Zeitgenossen und zum abschreckenden Beispiele der Nachwelt. . Es ekelt mich jetzt schon, wenn ich daran denke, was ich mit meinen neuen Briefen wieder für ein Geschacher haben werde, bis ich mit einem Verleger einig geworden.

Wegen meiner Aeußerung: daß ich bedauerte, drei Louisdor an den Pfarrer gewendet zu haben, die dem *** auffiel, kann ich Ihnen wirklich nichts sagen. Das sind Dinge, bei denen alle Verständigung nichts hilft. Sie wissen, wie das gemeint ist, und das ist genug. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die an meiner

aufrichtigen christlichen Gesinnung oder meiner Religiosität überhaupt zweifeln. Die Grundzüge meiner Gesinnung müssen doch in meinen Schriften zu erkennen sein, und für einen Heuchler halten mich auch meine Gegner nicht.

Die Rezension von Menzel habe ich gelesen. Der gute Mann hätte mich gewiß gern mehr gelobt, wenn er gedurft hätte. Aber mit seinem Vorwurfe, daß ich mich mit dem schlechten Rezensenten = Gefindel abgegeben, habe ich mich königlich ergötzt. Wie er sich nämlich von meinem Beispiele hinreißen ließ, alle seine Gegner auf das Heftigste und ganz in meinem eigenen Tone herunter zu machen. So ist der Mensch! — Die Erinnerungen aus Paris habe ich schon in der Schweiz gelesen. Was er von D. sagt, ist dumm und gar nicht passend. Der D. ist ein bornirter Mensch und eine wahre Carrikatur von Journalist; aber jüdisches hat er gar nichts, im Gegentheil, seine guten Seiten wie seine Schwächen sind ganz christlich.

Er hat nicht einmal das Temperament von einem Juden. Er ist ein ächt lutherischer Phlegmattfus. Der Seybold muß für sein Buch sieben Monate auf der Festung sitzen.

Ich lese die Postzeitung seit vierzehn Tagen; aber des Königs Zeitvertreib von Berli, habe ich nicht darin gefunden. — Ich weiß nicht, was das ist: Der Ball im Himmel von Heine. Ich habe ihn seitdem nicht gesehen, aber *** der sein Vertrauter und sein Trompeter ist, sagte mir, er wisse nichts von einem solchen Buche.

Samstag, den 19. Januar.

. . . Auch das Buch (die Briefe) brauchen Sie mir nicht zu schicken, es wird wohl bald hier ankommen. Wenn der D. etwas für mich mitnehmen will, geben Sie ihm Tabak mit. Der Bürger, der im Museum meine Briefe zerrissen (das zerreißt mir das Herz), ist gewiß kein Anderer als der ***. Wir haben ihn vor zwei Jahren bei Tische in Gernsbach getroffen.

In der Gazette de France stand vorgestern: „l'auteur allemand Dr. Boerne, l'un des écrivains les plus spirituels de son pays, connu en dernier lieu par ses *Lettres sur Paris*, ouvrage pétillant d'esprit, d'une violence extrême contre les institutions monarchiques et surtout contre les princes allemands, vient de publier deux volumes nouveaux qui n'obtiendront pas plus que les précédents la permission de circuler en Allemagne, car ils sont tout aussi violents et peut-être plus violents encore contre les gouvernemens allemands. Boerne est juif de naissance, mais depuis longtems baptisé protestant. Natif de Francfort sur-le-Mein, il fut obligé il y a trois ans de quitter sa ville natale dans laquelle il occupait un emploi public. Il a vécu depuis lors à Paris.“ Daß die Briefe nicht verboten werden, das kann auch eine List sein, um den Verleger sicher zu machen, daß er sich nicht verberge. Ich hoffe aber, er wird so klug sein, sich nicht fangen zu

lassen. — Der Komet ist kein Viehstall, das ist ein liberales Blatt. Es kommt aber nicht nach Paris.

Mittwoch, den 30. Januar.

— Von einem T. B. habe ich einen recht schönen Brief bekommen, der mir viel Freude gemacht hat, sagen Sie ihm das, und daß ich ihm und seiner Mutter für ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich herzlich danke. Antworten kann ich nicht, weil es mein alter Grundsatz ist keine Briefe zu schreiben, die von politischen Angelegenheiten handeln, weil dieses in jetziger Zeit gefährlich ist. Nicht für mich, der ich das nicht scheue, sondern für Andere, von welchen zu sprechen, ich durch solche Briefe leicht verleidet werden könnte. — Da ist Ihr dummer langer Brief, lang bis zum Mai, drei und ein halb Monate lang. Indessen die Beschwerlichkeit der Reise für Sie, da Sie keinen eigenen Wagen haben, brachte ich freilich nicht in

Rechnung. So sind die Egoisten. Also im Mai.

Samstag, den 2. Februar.

Dieser Brief wird erst gar kurz werden. Gestern hatte ich im buchstäblichen Sinne Besuche von Morgens elf bis Abends zwölf Uhr. Uebrigens müssen Sie nicht die Keckheit haben, wie Sie es heute thun, die Kürze Ihrer Briefe mit den Meinigen zu vergleichen, das ist noch etwas ganz Anderes. Eine von meinen Seiten gibt vier von Ihren, und beträgt neun gedruckte Seiten. Wenn ich also in den Wald hineinschalle mit 1, schallt es als verkrüppeltes Echo mit $\frac{1}{4}$ heraus.

Einliegenden Brief besorgen Sie an seine Adresse. Ich bitte aber S. ihn eigenhändig abzugeben. — Sagen Sie dem Reingaum und dem Körner: sie möchten sich vor einem gewissen *** hüten, einem sogenannten deutschen Patrioten, der seit lange in Paris, nächstens eine

Missionsreise nach Deutschland machen wird, angeblich in Geschäften eines französischen Journals. Sie sollen die Warnung weiter gehen lassen.

Vom südlichen Frankreich haben Sie eine zu gute Vorstellung. Marseille hat eine traurige Gegend, freidig, ohne Trinkwasser, und ohne Butter, und außer dem Interesse des Hafens sonst kein Anderes, das es zum längern Aufenthalte empfehle. Bordeaux eben so, ganz flach und ein langweiliger Handelsort. Nur Hyères hätte wegen seines südlichen Klimas Vorzüge. Aber dort ist theuer. Nizza wäre herrlich, aber dahin wage ich nicht zu gehen, wegen der despotischen Regierung. Doch wir werden sehen. — Nach Biel in der Schweiz darf ich auch nicht, weil dort die Preußen Herr sind, die im Stande wären mich fest zu halten. — Ich habe vom Campe Brief bekommen. Jetzt, da er sieht, daß mein Buch nicht verboten worden, reut es ihn, daß er es nicht in Verlag genommen hat,

und er gibt zu verstehen, daß er Lust hat, die neuen Briefe zu drucken. Ich will aber gar nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Den 19. Februar.

Ich bin Ihr Haus-, Hof- und Staatskanzler. Heute wird wahrscheinlich bloß vom Haus die Rede sein, denn an Hof- und Staatsangelegenheiten werde ich nicht kommen. Es wird in diesem Briefe nichts zum drucken kommen. Ich bin mit einigen Artikeln, mit Heine's Buch u. a. beschäftigt, über die ich nicht sogleich nach Lust der Feder schreiben kann; denn ich muß Notizen dazu sammeln, kann also nicht eher anfangen, bis ich damit fertig bin. Ohnedies habe ich Lust wieder Einmal grob mit Ihnen zu sein, wozu ich mir seit so lange keine Zeit genommen. Ich weiß zwar noch nicht, worüber ich grob sein soll, es wird sich aber schon ein Anlaß finden. D. reist nach Frankfurt. Er bringt Ihnen mit: 1 Exemplar Briefe. 2. Bro-

schüre von Chateaubriand. 3. Drei Stangen farbig Siegellack. — Ich denke daran, weil doch in den nächsten Jahren für mich gar keine Ermunterung sein wird nach Deutschland zu gehen, und ich mich irgendwo fixiren muß, mir für kommenden Winter meine Bücher schicken zu lassen. Ich wünschte also, daß Sie von einem Sachverständigen die drei Kisten mit Büchern gehörig packen lassen sollen.

Wenn ich wegen meiner neuen Briefe wieder mit einem Buchhändler in Unterhandlung trete, muß diese Correspondenz mit dem größten Geheimniß betrieben werden. Dazu muß ich haben: 1. Eine Adresse in Frankfurt, unter welcher mir, nach Abreise des S. ein Brief sicher zugeschickt werden kann. 2. Eine Adresse in Leipzig, unter welcher ich dem Verleger meinen Brief schicken kann. 3. Eine in Hamburg zu gleichen Zwecken. Hat an diesen Orten S. nicht Bekannte, durch welche sicher so etwas zu besorgen wäre?

Wie es mit meiner Abreise steht, habe ich Ihnen schon gesagt. Sollte ich Anfangs März schon abreisen, brauchen Sie sich im Falle schlechten Wetters meinetwegen keine Sorgen zu machen. Wie schon gesagt, ich reise nur spazieren. Bierzehn Tage bringe ich auf dem Wege nach Genf zu. Ich mache sogar einen Umweg von einigen Meilen, um eine wegen ihres Alterthums interessante Stadt zu sehen, die nicht auf meinem Wege liegt. Besançon. Ich will Reisebilder machen. In vier Wochen kömmt leicht der Stoff zu einem Bande zusammen. Ich muß wirklich darauf sehen, daß ich auch nächsten Sommer etwas Einträgliches schreibe, sonst mache ich bankerott und Ihr müßt mich ernähren. Bis zu Ende Mai ist einschließlicly des Wechsels, den ich noch erwarte, mein Geld all. Dann habe ich noch das Nassauer. Und dann Adieu Geld. — Jetzt komme ich auf Ihre Reise. Ich glaube das ist eine schöne Gelegenheit grob zu sein. Ich habe

schon davon gesprochen. Nicht bei Nacht zu reisen ist ein Hauptgesichtspunkt, aber mit dem Tag-Eilwagen zu gehen ist gar nicht so bequem, als Sie sich vorstellen. Man fährt Abends bis zehn, elf Uhr, und muß Morgens um vier Uhr schon fort. Ich meine also am besten, Sie nehmen einen Miethwagen . . . Unter diesen Umständen brauchen Sie also nicht bis zum Mai zu warten, sondern können abreisen, wenn Sie Lust haben, nämlich wenn ich will. — Jetzt fängt das Ranken an. Also ich denke mir Sie in Basel angekommen und nun weiter . . . Ist es nicht gräulich, wie Eduard Meyer sagt, schändlich, niederträchtig von Euch, daß Ihr mich in Genf schmachten läßt, und vielleicht wochenlang auf dem Wege von Basel nach Genf zubringt? Wir kommen ja später doch in alle diese Gegenden, warum sich da aufhalten? Darum wünsche ich eben, daß Sie früh abreisen, damit zum Herumlaufen das Wetter noch zu kalt sei. Darum wünsche ich, daß Sie von

Heidelberg den Wagen gleich nach Genf dinge. Ich kann nicht eher essen und schlafen, bis Sie mir die feierliche Versicherung geben, daß Sie sich zwischen Basel und Genf nicht aufhalten wollen. Haltet euch fleißig am Abschreiben, daß alles zur gehörigen Zeit fertig werde. Bringen Sie für mich eine große schöne Thee-Serviette mit. Sie kennen doch den Dintenstecher, den ich auf meinem Pulte habe? Er ist ganz unbrauchbar vor Alter. Kaufen Sie mir in Frankfurt beim Dreher einen Andern, so groß er nur zu haben ist. Sollte man in Frankfurt keinen haben, bekommen Sie das in Heidelberg am besten. Sie müssen einen Zettel von meinen Wünschen machen und alles gleich aufschreiben, sonst wird es vergessen.

Mittwoch, den 20. Februar.

Den Wechsel habe ich erhalten. Dem S. will ich für die schöne Besorgung danken sobald ich das Geld eingenommen. Eher nicht. Die

Möglichkeit des Protestirens! Das Wort hat einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. —

Gewiß hat Marion Delorme und Le roi s'amuse herrliche Sachen. Ich liebe Victor Hugo sehr. Aber er ist verrückt. Heute Abend sehe ich Lucrece Borgia.

Gestern Abend war ich bei Lafayette. Er hat mich diesen Winter schon oft eingeladen. Da er aber die Vormittagsstunden zum Besuche bestimmt, erklärte ich, Vormittags hätte ich keine Zeit. Das war aber nur Vorwand. Ich wollte von gewissen Leuten nicht eingeführt sein, ich wollte ohne Zeugen mit ihm sprechen. Das merkte man endlich und er ließ mich auf gestern Abend einladen, wo er allein wäre. Was wir gesprochen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen, und da ich ohnedieß nichts darüber drucken werde, bleibt alles mündlicher Mittheilung vorbehalten. — Der arme Eduard Meyer! Ich habe mir gleich gedacht, das

Schwert roth werde ihm ferner beständig über dem Haupte hängen. Der Wurm hat wieder gegen mich geschrieben. Es ist versprochen worden, habe aber das Blatt bis jetzt noch nicht erhalten, (Literaturblatt zur Hamburger Börsenhalle.) — Der Heine über sein Buch wird sehr von mir heruntergemacht werden. Haben Sie denn beim Lesen gar nichts Dummes, Anmaßendes und Lächerliches gefunden?

Einliegenden Brief besorgen Sie meiner Schwester.

Den 21. Februar.

— Ihr Brief. Ich habe gar nicht nöthig mich einen Tag zu besinnen, was ich antworten soll. Ich bin nicht so dumm wie gewisse andere Leute. Ich weiß gleich was ich will. Ihr Plan gleich nach Paris zu kommen ist dumm. Auf jeden Fall müssen wir ja nach der Schweiz, und von dort im Herbst wieder hierher reisen. Wozu

also den unnöthigen Weg machen? Ihre Einwürfe wegen des ungünstigen Wetters haben keinen Grund. Was meine Reise betrifft, brauche ich kein gutes Wetter. Erstens, weil ich kleine Tagereisen mache und einen bequemen Wagen habe. Zweitens, weil zu meinen projektirten Reisebildern ich die Natur wenig brauche, da ich mehr über städtische und gesellige Verhältnisse schreiben werde. . . Jetzt schreibt ab und packt und kommt mir nicht nach Paris, sonst gebe ich Euch als Mitschuldige des Pistolenschusses an. Adieu.

Wie wird sich mein Verleger freuen, daß die Briefe in Baiern verboten sind.

Den 5. März.

. . . . Ich habe neulich von einem mir unbekanntem jungen Schriftsteller Namens Laube, der mir aus Leipzig ein Buch geschickt, einen närrischen Brief erhalten, aus dem ich Ihnen einige Stellen mittheilen will. „Ich werde mich

„nicht erst lange bei unnützen Krummbuckeln an
 „der Thürschwelle aufhalten, sehr lieber Börne,
 „um mich zu entschuldigen, warum ich Ihnen
 „schreibe. Ich liebe Sie sehr — das wäre ja
 „genug; ich könnte Sie in ein Mädchen ver=
 „wandeln und Ihnen sagen, daß eine solche
 „Schönheit, ein solcher Reiz zc. mir nicht län=
 „ger Ruhe lasse, daß ich mein Herz ausschütten
 „müßte, Sie würdens als Mädchen nicht übel
 „nehmen, als unser Volkstribun würden Sie's
 „noch weniger“ . . . „Ich bitte Sie, das andere
 „Buch dem Fürsten G. durch Ihren Conrad zu
 „schicken — ich hoffe Conrad, den Sie in Ihrer
 „Kocktasche mit zur Berühmtheit genommen ha=
 „ben, befindet sich wohl.“ . . . „In einigen
 „Wochen erhalten Sie den zweiten Theil meines
 „neuen Jahrhunderts — das zu lesen wird Ihre
 „Höflichkeit nothwendig machen, denn Sie sind
 „selbst der Hauptheld des ersten Abschnittes,
 „und gegen den geschichtlichen Börne müssen Sie
 „doch so weit höflich sein, daß Sie ihn ansehen.“

. . . „Ueber Ihre neuen Bände schreibe ich Ihnen
 „nichts, weil ich an unsere Damen darüber re=
 „feriren und vor aller Welt rezensiren muß,
 „und ich schäme mich immer meiner Armuth,
 „wenn ich dasselbe wiederholen soll. Sie sind
 „ein Stück Weltgeschichte für Deutschland ge=
 „worden, unser unbezahlbarer Tribun, unsere
 „demokratische Behörde. Wir müssen Ihnen
 „unsere Klagen einschicken, denn Sie sind der
 „einzige unabhängige, wahrheitsliebende Advokat
 „Deutschlands. Jene Damen — sie sind sehr
 „hübsch, von gutem Adel, aber durch meinen
 „plebejischen Umgang verdorben — schicken Ihnen
 „die wärmsten Küsse, und wenn Sie einmal —
 „großer Gott wann? — ins freie Deutschland
 „kommen, dann halten wir ein großes Mahl,
 „wo alle die alten Redensarten mit Creme ser=
 „viret werden, die wir gegen Sie haben anhören
 „müssen, und die wir nun versüßt herunter=
 „schlucken.“ . . . „Ich habe zu meinen öffent=
 „lichen Briefen auch eine Dame als Objekt,

„Zielscheibe, sie will aber nichts mehr von mir wissen, seit sie erfahren, daß man solche Dinge wie Sie an ein Frauenzimmer schreiben könne.“
 „ . . . „Brockhaus, mit dem ich zuweilen spreche, ist aus dem Häuschen wegen „dem Viehstall“ . . .

Mittwoch, den 6. März.

Die Rezension von Wurm in der Hamburger Börsenhalle habe ich gelesen. Diesemal ist es gar nicht zu verkennen, daß er nur geschimpft, um der Zensur Sand in die Augen zu streuen, und die besten Stellen aus dem Buche ausziehen zu können.

. . . . Eine gute Oper kann jetzt höchstens in Paris Glück machen, wo man ihr wegen der Pracht der Dekorationen und Ballets ihre Vorzüge verzeiht. Sogar eine schlechte reussirt manchmal dadurch. Seit acht Tagen wird in der großen Oper, eine neue von Auber gegeben: *Gustave III.* Alle Welt sagt, die Musik sei

erbärmlich, aber man findet keinen Platz, die Pracht der Dekorationen soll unerhört sein. Der letzte Akt stellt einen Hofmaskenball vor, mit einem Glanze, den man nie in der Wirklichkeit an einem Hofe fand. Achtzehnhundert Kerzen brennen auf dem Kronleuchter. Schon vierzehn Tage vor der ersten Aufführung konnte ich kein Billet bekommen. Wenn hier eine neue Oper zum Erstenmale aufgeführt wird, wird fast das ganze Parterre, theils vom Componisten und Dichter, theils von der Theaterdirektion selbst verschenkt.

Samstag, den 9. März.

Dieser Brief wird wohl der kürzeste werden, den ich Ihnen diesen Winter noch geschrieben, und damit Sie es weniger merken, nehme ich kleines Papier dazu. Ich habe wieder einen großen Artikel, zu dem ich Notizen zu sammeln habe. Gestern Abend wollte ich zu schreiben anfangen, da kamen aber *** und seine Frau

und tranken Thee bei mir. Uebrigens kann ich Sie jetzt vernachlässigen, denn ich brauche Sie — nämlich keinen Verstand mehr. Noch zwanzig meiner Zeilen, gerade zwanzig und meine zwei Bände sind fertig. — Seit gestern ist wieder völlig Winter und es hat geschneit. Abscheulich Wetter! Wenn sich eine Gelegenheit dazu findet, schicken Sie mir ein Exemplar der Mauthpredigt. Auch die Mannheimer Bestie. Also der arme Conrad ist auch herunter gemacht? —

Wegen Kottek muß freilich sein. Diese Menschen haben ungeheuer geschadet, und man muß sie in der öffentlichen Meinung stürzen. Darüber sind auch alle wahre Patrioten einverstanden.

Samstag, den 16. März.

Sie werden merken, daß dieser Briefbogen nicht ursprünglich so kurz war, sondern daß oben ein Stück daran abgeschnitten worden. Es war oben etwas anderes geschrieben und ich wollte den Bogen nicht zu Grunde gehen lassen. Jetzt

ist er wieder schön kurz und Sie merken die Abgebrochenheit weniger. Meine Einfälle über den Wechselprotest habe ich ganz vergessen. Was mir Nachts im Bette einfällt, vergesse ich immer, wenn ich es nicht gleich aufschreibe. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon gesagt, daß ich diesen Winter fast täglich, entweder nach dem Essen eine große Tasse Kaffee oder Abends zehn Uhr Thee trinke, und ich spüre keine nachtheiligen Folgen davon, wie früher. Das habe ich dem anhaltenden Gebrauche jenes geheimen Heilmittels zu verdanken, das ich jedem Kranken für hundert Louisdor feil biete. Der Teufel hole die Aerzte! Jetzt in meinen Jahren, wo die Constitution nicht mehr gründlich gebessert werden kann, hat das einfache Mittel, nachdem ich durch Krankheiten so sehr geschwächt worden, doch noch viel geholfen; wie sehr würde es nicht schon vor zwanzig Jahren genützt haben, wo ich schon meine jezigen Uebel hatte, nur noch nicht entwickelt. Seit drei Jahren hatte ich

fast alle Monate Blutspeien, wenn auch in keinem gefährlichen Grade; aber seit fünf Monaten, daß ich das Mittel gebrauche, gar nicht, und befinde mich überhaupt besser. Dabei beobachte ich, außer daß ich keinen Wein trinke, weniger Diät als sonst.

— Es läge mir erstaunlich viel daran, alles abgeschrieben zu haben, was ich seit drei Wintern über Heine geschrieben, und nicht gedruckt worden. Wie aber das machen? Alle Briefe durchlesen und abschreiben, würde zu große Mühe machen. Es bleibt also nichts übrig, als sie mitbringen. Wollen Sie das thun? Es liegt mir sehr viel daran. Ich komme bestimmt mit dem Heine früher oder später öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen. In die neue Zeitung *l'Europe littéraire*, die seit Anfang März erscheint, schreibt er lange Artikel über die deutsche Literatur, wo seine niederträchtige Gesinnung „gräulich“ hervortritt. Wie er mir selbst früher in seiner lächerlichen Titel-

keit ein gefährlicher Mensch und Schelm sein zu wollen gestanden, will er das Blatt benutzen, seinen Freunden zu schmeicheln und seine Feinde zu verlästern, und so spricht er gegen sein eigenes besseres Wissen und urtheilt über Literatur und Schriftsteller. Göthe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Warnhagen von Ense, ein Berliner Legationsrath, der den Kopf einer Ameise hat, nennt er: „un homme qui a dans le coeur des pensées grandes comme le monde.“ Auf mich wird er wohl noch kommen, doch sagte er im letzten Blatte, wo von Göthe's Gegnern die Rede ist, in Bezug auf mich: „un enragé sans-culotte lui présentant la pointe de sa pique.“ Kurz es juckt mich, mit ihm anzubinden, und ich muß doch mein Wort halten, denn ich habe ihm in meinen Briefen gedroht: „die Wahrheit wird ihn treffen wie die Andern auch, nur tödlicher.“ Da in der Europe littéraire nicht von Politik gesprochen werden soll, glaubt Heine

in der Literatur seine politische Apostasie und Kriecherei gegen die Diplomaten verbergen zu können. Ich muß ihn entlarven. Stellen Sie sich vor, daß er den Hering lobt! Kurz er ist ohne alle Scham.

. . . . Ueber Heine wird diesen Sommer eine Broschüre geschrieben und gegen Sie, wenn Sie bis zum zwanzigsten April nicht in Arau sind, ein Folioband. Wie schön breit mein Brief aussieht. Adieu. Vergessen Sie nicht Ihren Verstand einzupacken. Er wird keine Ueberfracht kosten. Ihr kleiner Rabner. Adieu liebe Getreue!

Sonntag, den 17. März.

Ich bin schon mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise beschäftigt. Das wichtigste Geschäft, die Sorge für chemische Zündhölzer ist schon beseitigt. Davon muß ich einen ungeheuern Borrath haben, so viel für tausend und eine Nacht hinreicht, sonst kann ich nicht ruhig schlafen.

Mittwoch, den 20. März.

Ach, was sind die reichen Leute so unglücklich! Geweint habe ich fast vor Aerger, als ich genöthigt war, das langweilige Nassauer Circular zu studiren, und als ich an die ungeheurere Arbeit dachte, eine Vollmacht zu schreiben. Jetzt ist aber alles glücklich überstanden. Ich habe mich für 4 Proz. Oblig. entschlossen. Das finde ich am besten. Nehmen Sie das Geld gleich ein oder zur Verfallzeit, machen Sie das, wie Sie können und wollen. Lassen Sie mich in Ruhe und kommen Sie mir nicht mehr mit solchen gemeinen Dingen. Lieber behalten Sie das ganze Geld. Vom Notar meine Unterschrift vidimiren lassen, war nicht möglich. Das hält fünf bis sechs Tage auf, muß beim Justiz=Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Frankfurter Gesandten u. vifirt werden. Ich hatte voriges Jahr eine solche Geschichte. Im Nothfall kann meine Unterschrift durch Frankfurter Zeugen bestätigt werden.

Uff! Ich habe Brustschmerzen. — Das Wetter ist jetzt auch hier schön. Ich mache mich reisefertig. Doch wird wohl dieser Monat noch darüber hingehen. Wenn Sie mir etwas Nöthiges oder Interessantes zu schreiben haben, warten Sie nicht bis der Brieftag kömmt, sondern schreiben Sie früher. Adieu. Ich habe viel zu thun. Wäre heute nicht Frühlingsanfang, würde ich erschrecklich fluchen über den **M a i = G i l w a g e n**.

Freitag, den 22. März.

..... Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß ich schon so oft mit **S w i f t** verglichen worden bin; ja gleich bei meinem ersten schriftstellerischen Auftreten, als das erste Heft der **Wage** erschien, haben mehrere gebildete Leute in Frankfurt, wie **Rath Schlosser**, **Willmer** &c. diese Vergleichung angestellt. **Wurm** in Hamburg hat in seinen beiden Rezensionen darauf angespielt, sagt aber, man thäte mir

Unrecht, mich mit Swift zu vergleichen, denn ich wäre viel liebenswürdiger als er. Es ist wirklich komisch, wie dieser Wurm, ohngeachtet er gegen mich loszieht, sich so sehr bemüht, meine Liebenswürdigkeit über die Swift's zu erheben. Es ist wahr, Swift war eine herzliche boshafte Canaille. Worauf ich nun eigentlich kommen wollte: von diesem Swift, meinem Vora hmer habe ich nie etwas gelesen, außer als Knabe eine Uebersetzung von Gulliver's Reisen. Kürzlich las ich sein Leben von Walter Scott, der von seinen Schriften eine neue Ausgabe veranstaltet. Jetzt hätte ich nun die größte Lust, diese kennen zu lernen; ich habe sie mir aber hier nicht verschaffen können. Die Ausgabe von Walter Scott von wenigstens zwanzig Bänden kommt zu theuer. Jetzt wollte ich nun S. bitten, sich umzusehen ob er nicht vielleicht eine ältere und wohlfeilere Ausgabe von Swift findet (Original englisch) und sie für mich zu kaufen und mitzubringen.

Ich will bis zwei Carolin daran wenden. Findet er keine Ausgabe von allen seinen Schriften, kann er auch einzelne Werke kaufen. Das dürfen aber nicht die bekanntesten sein, wie Gulliver, das Märchen von der Sonne, an denen mir weniger liegt, sondern die minder bekannten: seine Werke in Versen, das Tagebuch an Stella, besonders ein berühmter satirischer Aufsatz, worin er ganz ernsthaft den Vorschlag macht: um den Zustand der Armen zu verbessern, sollen die Reichen deren Kinder essen. — Swift war wegen seines sittlichen Lebens ein merkwürdiger Mensch. Er hatte zwei Freundinnen, eine ältere und frühere Stella und eine jüngere und spätere Banessa. Beide liebten ihn leidenschaftlich und wollten ihn heirathen, da er schon fünfzig Jahre alt war. Eine wußte nichts von der andern, wenigstens nichts gewisses. Banessa starb aus Gram, weil sie Swift nicht heirathen wollte. Stella

quälte ihn Jahre lang, sich endlich mit ihr zu verbinden. Nach vieljährigem Umgang gab er dem Wunsche nach, doch unter der Bedingung, daß die Heirath geheim bleiben sollte, und sie getrennt in verschiedenen Häusern wohnten. Schon früher, ehe sie verbunden waren, hatte Swift streng darauf gehalten, daß sie sich nie ohne Zeugen sprächen, um allen üblen Gerüchten vorzubeugen. Die Heirath blieb wirklich geheim bis nach Stella's Tod. In Swift's Verhältnissen war nicht der geringste Grund vorhanden, der das Geheimniß seiner Ehe nöthig machte. Die damalige Welt konnte sich diese Bizarrie nicht erklären. Walter Scott gibt folgende Aufschlüsse hierüber. Swift hatte ein kaltes Temperament und für jede andere Liebe als die romantische gar keinen Sinn. Um nun diese seine Eigenthümlichkeit der Stella nicht merken zu lassen, hatte er vor der Heirath es eingerichtet, sie nie ohne Zeugen zu sehen, und als er der Ehe nicht

länger ausweichen konnte, zur Bedingung gemacht, daß die Ehe geheim bleiben sollte, und sie nie unter einem Dache wohnen. Dieser Swift, der größte Satiriker aller Zeiten, der sich so furchtbar gemacht, daß er dreißig Jahre lang den größten Einfluß auf alle Staatsverhältnisse hatte, weil die Minister bald seine Feder fürchteten, bald gebrauchten — dieser nie besiegte Spötter fürchtete sich vor dem Spotte einer schwachen gutmüthigen Frau im Nachtkleide, und spielte dreißig Jahre lang eine langweilige, ihm selbst lästige Comödie, um ihm zu entgehen! O Weiber, Weiber, Weiber! Der Teufel ist euer Vater und die Satire eure Mutter!

Ich muß Sie noch Einmal daran erinnern, daß ich alles, was ich vorigen und vorvorigen Winter über Heine geschrieben, nöthig brauche. Wenn also zu beschwerlich ist, die vielen Briefe durchzulesen und auszuziehen, müssen Sie sie im Original mitbringen.

Samstag, den 23. März.

Auch hier ist wieder abscheulich Wetter. Schnee, Regen, kalt, pfui. — Sie haben geglaubt in dem Wagen mit drei Postpferden säße ich und ich würde gefangen weggeführt. Schämen Sie sich nicht und sagen Sie die Wahrheit. Lesen Sie das Buch von Spazier. Wenn die Dedikation nicht zu groß ist, können Sie sie abschreiben. — Ich gehe nicht von hier gleich nach der Schweiz, sondern erst nach Straßburg, wo ich etwas zu thun habe, und acht Tage bleibe. — Wie können Sie nur glauben, daß ich mit Leidenschaft gegen Heine verfahren werde? Es ist mir nur darum zu thun, den lächerlichen Plan der Aristokraten (und es ist eine förmliche Verschwörung gegen mich) zu vereiteln. Und das bringe ich zu Stande. Dazu bin ich ganz der Mann. Die Lacher werden auf meiner Seite sein. — Ich habe heute noch zwei Briefe zu schreiben und habe überhaupt viel zu thun. Adieu. . Ich

habe gestern in einem alten Buche ein Mittel entdeckt, wie ein Herr jedes Frauenzimmer in sich verliebt machen kann. Ganz im Ernste. Ich erzähle Ihnen das ein Andermal.

Es liegt mir sehr viel daran, daß die Leute in Frankfurt glauben, ich ginge nach Baden-Baden. Die Gründe kann ich Ihnen schriftlich nicht mittheilen. Ich bitte Sie daher, den Bekannten und Freunden gesprächsweise zu sagen, Sie kämen zu mir nach Baden, wo wir bis Ende Juni blieben und dann nach der Schweiz gingen. Sie müssen aber standhaft dabei bleiben, und, ohne Ausnahme, keinem Vertrauten die Wahrheit sagen. Bemerket jemand, es wäre für mich nicht rätlich nach Baden zu gehen, man könnte mich einstecken, behaupten Sie zuversichtlich: ich kenne hohe Beamte in Carlsruhe, die im Falle einer Gefahr mich warnten.

Wenn die Briefe abgeschrieben (es kommt nichts mehr dazu) bitte ich S. sie gleich einzu-

packen, und ganz eingepackt, durch den Postwagen abzuschicken. Dieses Paket lassen Sie einstweilen liegen. Die Adresse an Wen und Wohin werde ich später angeben. S. soll zum äußern Siegel nicht sein Putsch nehmen, sondern einen andern Buchstaben, wo möglich ein K.

Schreiben Sie mir auf diesen Brief keine Antwort, als: die beiden B. sind oder werden besorgt.

Ich wünschte, daß sich S. erkundigte, bei r. was ein gewisser *** aus . . . für ein Mensch ist? Er hat diesen Winter hier zugebracht. Er ist hier viel mit Republikanern umgegangen. Lassen Sie mir doch bei K. einige von den vielen politischen Broschüren holen, die, wie ich höre, jetzt heimlich zirkuliren. Wenn sie bezahlt werden, kaufen Sie sie.

Mittwoch, den 27. März.

Sie haben mich erst daran erinnert, was ich ganz vergessen, daß ich Sie voriges Jahr

betrogen, und nach Baden gereist bin, während ich vorgab, nach der Schweiz zu gehen. Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, daß ich diesmal nicht daran denke, sondern wirklich nach der Schweiz gehe. In Straßburg habe ich Geschäfte, sonst ging ich den graden Weg nach Basel. Aber ich wünschte, daß Sie es erzählten, wir kämen in Baden zusammen. Auf dem leeren Papier in ihrem Briefe habe ich eine sehr schöne Landschaft gezeichnet. Erinnern Sie mich daran, daß ich sie Ihnen zeige. Seit Claude Lorrain hat man so etwas Schönes nicht gesehen. — In dem Pistolenprozeß ist wirklich allerlei vorgekommen, was Bergeron verdächtig macht, und ich hätte selbst manchmal denken mögen, er wäre schuldig. Aber wir können doch irren. Die Polizei hat die Sache so eingerichtet, daß sie leicht den Verdacht lenken konnte, wie sie wollte. Eine sehr schöne Carrikatur ist über den Prozeß erschienen. Ein Theater wird vorgestellt. Dübois und Perfil

treten als Comödianten am Ende des Stückes hervor und sagen: Messieurs, l'auteur de la pièce que nous avons eu l'honneur de jouer devant vous, désire garder l'anonyme. Louis Philipp sitzt im Souffleurkasten u. Vergessen Sie meinen Paß nicht. Also künftigen Donnerstag, wenn das Wetter gut ist, reise ich ab. Wahrscheinlich über Metz, wo ich einen Tag bleibe. Ich habe jetzt gar nichts mehr zu schreiben. Vergessen Sie nicht mir Tabak mitzubringen. Holz habe ich für 240 Franken gebraucht.

— — Das wäre doch merkwürdig, wenn ich wirklich der erste Deutsche gewesen wäre, der in Jean Paul den Dichter des Liberalismus erkannt, wie Spazier meint! Das ist ja seine eigenste Natur. Adieu. Nein, was sind wir alle drei so langweilig! In Narau gibt man uns gewiß das Bürgerrecht.

Samstag , den 30. März.

Ach! Was werden das heute wieder für langweilige Briefe werden, besonders Ihrer! Sie hatten aber Recht, wie Sie neulich sagten: im Frühlinge haben wir beide keinen Verstand, besonders Sie. Seit vielen Jahren habe ich bemerkt, daß Sie jedes Jahr vom Anfange März bis Ende Februar dumm sind. Das Wetter ist jetzt gut, und ich wäre schon abgereist, aber mir graut vor dem langweiligen Wege. Ja, wenn ich am Ende der Reise gleich zu Ihnen käme, das wäre etwas anderes; aber so, noch vier Wochen warten, da verliert man alle Geduld.

Da mein Buch fertig ist, mag ich auch kein vernünftiges Wort mehr schreiben. Die deutschen Fürsten haben jetzt gute Zeiten; es scheint wirklich, sie wissen, daß meine zwei Bände voll sind. Sie machen es gar zu toll.

..... Ich traue dem *** nicht. Sollte ich ihm auch Unrecht thun, so schadet es nicht,

da ich außer Ihnen keinem meine geheime Gesinnung mittheile. Ein Thor, wer einem deutschen Edelmann traut, der Minister war, es wieder sein möchte und lauter Verwandte hat, die an das Fürsten- und Hof-Interesse gefesselt sind. Daß er liberal schreibt, mag einen deutschen gelehrten Simpel wie *** irre machen, mich täuscht das nicht. Ist er auch jetzt kein Verräther, kann er es doch täglich werden, wenn ihn die Aristokratie wieder in ihre Mitte aufnimmt. Dann könnte er alles benutzen, was man ihm früher anvertraut. Wär' ich nicht ein Thor, wenn ich das nicht bedächte? Nicht etwa als hätte ich für mich zu fürchten — ich habe ja das Aergste drucken lassen; aber andere Personen könnte ich in meinen Briefen kompromittiren, und überhaupt der Sache der Aristokratie, sowohl durch meine mitgetheilten Thatsachen, als auch durch meine Ansichten nützen. Dieser Gedanke dupe zu sein, war mir unerträglich. Da ich nun einmal dem ***

schreiben mußte, hielt ich es für nöthig, ihm alle Hoffnung zu benehmen, mich in eine politische Correspondenz zu ziehen. Mit welcher Heuchelei und mit Höflichkeit vergoldeten Unverschämtheit ich es gethan, werden Sie aus nachfolgendem Briefe ersehen, den ich dem *** vor meiner breise von Paris schreiben werde

Nur auf diese Art behaupte ich meine kostbare Unabhängigkeit. Ich habe seit den letzten Bundestagsbeschlüssen, und seitdem ich sah, wie die seit zwei Jahren versteckte Aristokratie wieder aus ihren Löchern hervorkriecht, unverschämter, drohender als je, so einen glühenden Haß gegen den Adel bekommen, daß ich mit keinem Edelmann etwas zu thun haben will, und mag er auch so achtungswerth als *** sein. Er entgeht dem Einflusse seines Standes doch nicht, bei allen liberalen Gesinnungen. Diese Herren wollen zwar keinen Fürstendespotismus, unter dem sie selbst leiden, aber die Freisinnigsten unter ihnen wollen eine englische

Aristokratie. Darum hole sie der Teufel alle miteinander.

Ich glaube dieser Sommer wird merkwürdig werden, sowohl für Frankreich als für Deutschland und Gott und der Teufel werden ein Doppelt = Gewitter mit einander spielen; aber da meine zwei Bände voll sind, will ich nichts weiter davon sagen. Denken Sie sich, vorgestern habe ich zum Erstenmale Eis gegessen, seit ich hier bin. Ist das nicht merkwürdig? Gestern Abend bin ich damit fortgefahren, und so werde ich so lange ich noch hier bin, mir die Langeweile vertreiben. Jetzt warte ich auf Ihren dummen Brief . . . da ist er! Ich ärgere mich, daß er nicht so langweilig ist, wie ich erwartet, sondern das Gegentheil. Ich bin neidisch. Verlassen Sie sich auf mein heiliges Versprechen, daß ich nicht nach Baden gehe, was Sie auch darüber hören mögen. Daß Sie früher kommen möchten als erst im Mai, dieser mein Wunsch ist doch erklärlich genug. Ich

verliere, wenn Sie nicht bei mir sind, so viele Zeit, in der ich meine Briefe fertig machen könnte. Zwar werde ich mir sie schicken lassen, aber ich fürchte, wenn Sie nicht da sind, habe ich keine Geduld zu arbeiten. Sonst habe ich keinen Grund weiter auf Ihre Abreise zu dringen. Mehrere Rheinbaiern, die hier durch nach Amerika auswanderten, gesetzte Männer, haben mich zwar ganz ernsthaft versichert, die patriotische Parthei in Deutschland besonders in Frankfurt werde bald etwas unternehmen, und sie wären froh, daß sie aus dem Lande wären. Aber ich glaube kein Wort davon, und mag Ihnen das dumme Zeug, was sie mir gesagt, gar nicht alle angeben. Glaubte ich es, wäre ich freilich ganz in Verzweiflung, daß ich gar keine sichere Gelegenheit, Sie zu warnen, finden kann, da man solche Dinge keinem Briefe anvertraut. — Für Wechsel bin ich nicht, lieber für österreichische Obligationen. Denen kleiner Staaten, wie Nassau, ist jetzt nicht zu trauen. — —

Ich glaube daran, daß die deutschen Constitutionen aufgehoben werden; dann würden aber gleichzeitig die kleinen Staaten (auch Frankfurt) von österreichischen und preußischen Truppen besetzt werden.

In meinem ersten Winter hier war Heine ja nicht in Paris, da kann ich also nichts über ihn geschrieben haben. Blos in meinen vorjährigen Briefen ist von ihm die Rede. Verlassen Sie sich übrigens auf mich, ich werde schon wissen, was ich mit Heine zu thun habe. Ich muß ihm nicht Zeit lassen mich anzugreifen, sondern muß ihn angreifen, da er im Vertheidigungskriege sehr schwach ist, und also der Vortheil auf meiner Seite ist. Uebrigens ist nur meine Absicht, die Liberalen vor Heine zu warnen. Wenn sie einmal wissen, was er für ein Schuft ist, und ihm nicht mehr trauen, lasse ich ihn gehen und schreiben, was er will.

Also noch Einmal, unter den jezigen Umständen werde ich mich wohl hüten, nur einen

Fuß in Deutschland hineinzusetzen. Sie können ganz ruhig sein. Wenn Sie nach Straßburg kämen, daß wir zusammen nach Basel reisen könnten (auf französischer Seite) das wäre mir am allerliebsten. — Hier ist alles still, wie das Meer vor dem Sturm. Ich meine die Zeit sei im Kochen, und ich sehe schon die Bläschen. Andere sind anderer Meinung. Wir werden sehen. — Gestern hat mich ein Künstler, dem ich die Landschaft gezeigt habe, die ich neulich gemahlt, gebeten, sie im Louvre auszustellen. Seit Pouffin wäre so etwas nicht gemacht worden. Ich überlege, ob ich's thun soll. Meine Briefe sollen Sie außer dem Hause thun, bis Sie abreisen. Adieu.

Mittwoch, den 3. April.

Ihr heutiger Brief hat mich sehr amüßirt . . . Noch einmal seien Sie ruhig, ich gehe weder nach Baden noch auf die Kehler Brücke, und wenn Ihnen Leute vielleicht erzählen, ich

VI. 8

hätte nach Karlsruhe geschrieben, ich käme bald dahin, darf Sie das nicht irre machen. Ich werde Ihnen das alle später erklären.

Die Behandlung des Behr im Gefängniß ist fürchterlich. Er und sein Mitgefänger sind beide krank, und im Gefängniß ist nicht Einmal eine Einrichtung für solche Fälle. Dem Behr wird das Tabakrauchen versagt, woran er wie die meisten deutschen Gelehrten so sehr gewöhnt ist. Das allein kann Einen schon wahnsinnig machen, weil gerade das Tabakrauchen für Leute, die daran gewöhnt sind, das einzige Mittel gegen Seelenleiden ist. Sollte man nicht den Deutschen in's Gesicht spucken, daß sie sich das gefallen lassen? Der Behr hat nichts weiter gethan, als daß er mit Schönlein und einigen andern in Würzburg einen liberalen Klubb gebildet, worin man sich freimüthig ausgesprochen. Dieses wurde nach München berichtet, nicht durch die Baiserische sondern durch

Metternichs Polizei, die in Würzburg wie überall Spione hat.

Das Wetter wird gut, und wenn es sich hält, reise ich morgen ab. Es sind noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, und Conrad stört mich jede Minute durch Fragen und Pöcken. Sie müssen verließ nehmen mit diesem kurzen Brief. Wenn ich abreise, schreibe ich gleich am zweiten Tage vom Wege aus. Noch ein Mittel habe ich erfahren, jemanden in sich verliebt zu machen. Das will ich Ihnen mittheilen zur Entschädigung für die Kürze des Briefes. Man muß der Person der man gefallen will, den kleinen Finger der linken Hand brücken. Dieser kleine Finger steht mit dem Herzen in genauer Verbindung. Adieu.

Epernay. Freitag, den 5. April 1833.

Abends ein halb 10 Uhr.

Gestern Nachmittag um drei Uhr reiste ich von Paris ab, und um sechs stach ich schon

wieder in meinen Pantoffeln in Meaux, wo ich übernachtete. In Paris regnete es seit acht Tagen unaufhörlich bei warmem Wetter. Ich wollte schönes Wetter abwarten, aber da regte sich mein Stolz. Auf den 4ten war meine Abreise schon seit vier Wochen bestimmt; sollte ich jetzt zum Erstenmale dem Wetter nachgeben, das sich immer nach mir richten mußte? Nein. Reisefertig war ich schon seit acht Tagen. Um zwei Uhr forderte ich meine Rechnungen, ließ die Pferde kommen, um drei saß ich im Wagen. Mit Gewalt erreicht man alles. Ich war noch keine zehn Schritte vom Hause, da trat die Sonne hervor. An der Barriere ward ich von dem herrlichsten Regenbogen erwartet, unter dem ich durchzog, und so hatte ich das schönste wärmste Reisewetter bis jetzt. Wäre der Himmel nicht etwas bedeckt gewesen, hätte ich es zu warm gefunden. Aber die Wege sind schlecht und es geht langsamer als sonst. Morgen Abend bleibe ich in Verdün und übermorgen komme

ich nach Mez. Dort bleibe ich vielleicht ein paar Tage, und so werde ich wohl länger als acht Tage Ihre Briefe entbehren müssen. Das ist nicht zu ändern, vielleicht schärft das meinen Verstand. In Straßburg hoffe ich dagegen viele Briefe von Ihnen zu finden. Es müssen wenigstens sechs sein. Für jeden weniger wird Ihnen eine härtere Strafe aufgelegt. Finde ich nur 5 Briefe, gehe ich nach Baden; bei 4 nach Karlsruhe; bei 3 nach Stuttgart; bei 2 nach München; bei einem nach Berlin. Finde ich gar keine, reise ich nach Wien, gehe gleich ins Theater und schreie zwischen den Akten: „Wiener! erhebt euch! Befreit euch vom Tyrannensockel! Es lebe die Pressfreiheit.“ Also darnach richten Sie sich

Schreiben Sie mir oft, und auch merkwürdige deutsche Nachrichten, da ich, bis ich nach Straßburg komme, acht Tage lang keine deutschen Zeitungen gelesen haben werde.

Diesen Brief lege ich morgen in Chalons auf die Post. Von Metz aus schreibe ich Ihnen wieder. Gute Nacht.

Verdün. Samstag, den 6. April 1833.

Abends halb 11 Uhr.

Wo ich heute durchkam, den Brief auf die Post zu legen, hieß es, sie ginge erst den andern Tag, so daß ich den Brief hierher brachte, wo man mir sagte ich sollte ihn morgen in Metz auf die Post legen; wenn er nur Dienstag zur rechten Zeit ankömmt. Das wird Sie sehr überraschen statt von Paris von Metz einen Brief zu erhalten. Himmlisch Wetter hatte ich heute. Ich fuhr bis 9 Uhr. Eine Luft wie im Juni, und die Nachtigallen hätten geschlagen, wären sie nicht alle beim Präfekten von Bar-le-duc eingeladen gewesen, der heute Abend ein großes Concert gibt.

Pfalzburg. Montag, den 8. April 1833.

Ich bin diesen Abend hier angekommen und möchte Ihnen gern sagen, ich bin ärgerlich über

Sie; aber es wäre mein Ernst und darum sage ich es nicht. Seit einigen Wochen spiele ich darauf an, aber Sie verstehen keine halben Worte und deutlicher kann ich nicht schreiben, Sie sollen sich eilen von Frankfurt wegzukommen. Zwar von allem dem dummen Zeug, das mir seit einiger Zeit und erst in diesen Tagen wieder zu Ohren kam: von einer Bewegung, die in Deutschland, und in Ihrer Nähe (Gott weiß von wem und in welcher Absicht?) geschehen soll, und sehr bald — glaube ich kein Wort. Aber wenn das auch nicht wäre, was verlieren Sie dabei, wenn Sie zu meiner Beruhigung vierzehn Tage früher abreisen und zu mir nach Straßburg kämen? Uebrigens kann ich Ihnen über diesen Gegenstand nichts mehr schreiben, und Sie in Ihrer Antwort sollen auch nichts davon erwähnen. Wenigstens den Verstand werden Sie haben, mit keinem Menschen irgend ein Wort über diese Sache zu sprechen.

Ich lege diesen Brief morgen in Straßburg

auf die Post, und ich werde dort schwerlich Zeit haben, einige Worte hinzu zu setzen. Adieu.

Strasburg. Dienstag, den 9. April 1833.

Ich komme eben hier an, lese flüchtig Ihren Brief, den ich hier gefunden, und das Frankfurter Journal. Ich beziehe mich auf obiges. Das kann sich wiederholen.

Ich hatte himmlisch Wetter. Ich logire à la ville de Paris. Ihre Briefe schicken Sie Postrestant.

Strasburg. Freitag, den 12. April 1833.

Ich habe heute Ihren zweiten Strasburger Brief erhalten. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie gleich herkämen. Ich hätte so viel mit Ihnen zu besprechen. Das waren merkwürdige Geschichten in Frankfurt! Die Verschwörung war aber verrathen, nicht aus Bosheit, sondern durch Schwachhaftigkeit. Die Verschwornen wußten, daß Sie verrathen waren,

und mußten darum vor der Zeit losbrechen. Gerth, Bunsen, Körner sind in Frankreich. Körner ist im Arm verwundet. Ich habe ihn gesprochen. Bunsen und Gerth (Ersterer hat einige Wunden) halten sich hier versteckt, weil der Präsekt Ordre hat sie auszuweisen. Der Haupt-Anführer, den man in Frankfurt nicht kennt, (die Zeitung sagt, er habe mit einem nordländischen Accent kommandirt) war gestern Abend bei mir. Ein geborner Held. Seine Uner-schrockenheit war bewunderungswürdig. Nachdem alles schon besiegt war, zog er mit fünf Mann von der Hauptwache nach der Constablerwache, und hielt das ihn verfolgende Militär im Zaum. Man hatte viele Einverständnisse in Mainz, und während die Mainzer Garnison nach Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt gelockt werden sollte, wollten sich die Bürger der Festung bemächtigen. R. und andere Volkshäupter wußten darum, und eine von ihnen unterschriebene Proklamation war schon im Drucke.

Ich habe einen jungen Menschen Namens G. aus Rheinbaiern gesprochen. Der war mit seinen Eltern und Geschwistern auf dem Wege nach Nordamerika. In Mex erfuhr er von dem Frankfurter Plane, entwich seinen Eltern heimlich und focht in Frankfurt mit. Es gelang ihm, sich mit hierher zu retten. Der Bundestag wird wohl jetzt Frankfurt verlassen, oder die Stadt wird von Oesterreichischen und Preussischen Truppen besetzt werden. Schreiben Sie mir was wichtiges in der Sache vorgeht und kommen Sie bald. Adieu. Ich bin gar nicht zum Schreiben aufgelegt.

Strassburg. Samstag, den 13. April 1833.

Liebe Seele!

Sie werden bemerkt haben, daß ich zu meinen letzten Briefen grobes Papier genommen habe. Ich war verstimmt über die Welt und Sie und da wollte ich, daß auch das Papier mit meiner Gemüthsstimmung harmonire. Jetzt

aber, da sie mir heute die frohe Nachricht mitgetheilt, daß Sie bald kommen, bin ich wieder sehr vergnügt und ich nehme feines Papier zu meiner Antwort. — Ich muß Sie aufmerksam machen, daß das Einführen von versiegelten Briefen in Frankreich verboten ist. Ich war vorigen Herbst an der Douane in St.-Louis fast in Strafe darüber verfallen. Es gab mir ein Professor in Basel ein versiegeltes Paket Bücher nach Paris mit, und bei der Douane war darüber großer Spektakel. Ich war noch gröber als die Douane und da gings. — Natürlich erwarte ich Sie in Straßburg. Was ich ferner thue, weiß ich wahrlich selbst noch nicht. Man warnt mich in dieser Zeit, nicht nach Baden zu gehen. Mit dem Nassauer Gelde, ic. machen Sie was Sie wollen, und reden Sie mir nicht mehr von solchen Lumpereien, ich habe jetzt wichtigere Dinge im Kopf. In der Schweiz, fürchte ich, gibt es diesen Sommer Bürgerkrieg. In Frankreich steht alles

auf der Spitze. Der wechselseitige Haß der Regierung und Partheien war seit vierzig Jahren dort nicht so leidenschaftlich als jetzt. — Bunsen, Berckelmann und Gerth, deren Steckbriefe ich heute in der Zeitung gelesen, sind in Sicherheit, halten sich aber hier versteckt und ich habe sie nicht sprechen können. Hat die Geschichte auf die Börse Einfluß gehabt?

Strasßburg. Dienstag, den 16. April 1833.

Wie freue ich mich, aus Ihrem heutigen Brief zu ersehen, daß Sie bald kommen. Wenn S. Zeit genug hat, die Sache mit dem Nassauer Gelde in Ordnung zu bringen, soll er für die Nassauer Obligationen österreichisch Papier kaufen, den kleinen deutschen Staaten gebe ich keinen Credit mehr.

In Deutschland ist jetzt nach Talleyrand's Ausdrücke *le commencement de la fin* eingetreten. — Heute steht in der hiesigen Zeitung: „Paris, 13. Avril. Un journal de Paris avait

fait entendre qu'un littérateur distingué de l'Allemagne, qui n'était autre que monsieur Boerne, se trouvait depuis quelques temps en Alsace, d'où il dirigeait le mouvement de Francfort. Mais une chose positive, c'est que monsieur Boerne n'a pas quitté un instant la capitale. "So schreibt man Geschichte! Adieu.

Briefe aus der Schweiz.

1833.

Einunddreißigster Brief.

Bern, den 1. September 1833.

Thure Freundin! wie geht's? wie geht's?
 O wüßte ich das nur schon. Sie haben die
 Sonne mitgenommen. Seit Sie fort sind, ist
 kaltes rauhes Herbstwetter. Bald nach Ihrer
 Abreise kam *** zu mir, der aus dem Frem-
 denblättchen meine Anwesenheit erfahren. Abends
 besuchte mich Stapper.

Retour hat sich keine gefunden, außer eine
 von vier Pferden bis nach Genf. Dieser ver-
 langte hundert Franken, und blos bis Lausanne
 wollte er mich nicht fahren. Ich hätte es thun
 sollen, denn mit drei Pferden bis Genf kostet

mich (mit Trinkgeld) 180 Franken. Aber da ich Ihren Brief nach Lausanne bestellt, wollte ich mich dort aufhalten. Kein Kutscher begnügt sich mit zwei Pferden nach Lausanne nur drei Tage zu rechnen, sondern alle rechnen vier Tage. Und ich zweifle, ob sie meinen Wagen mit zwei Pferden fahren. Wenn die Gelegenheit mit vier Pferden morgen noch da ist, entschließe ich mich doch vielleicht dazu. Dann bekomme ich Ihren Brief einen Tag später nachgeschickt. Als ich gestern gegen einen Kutscher, der sagte: nach Lausanne wären 17 Stunden, behauptete, es wären nur 15, und so stünde es ja im Buch — antwortete er mit zornrothem Gesichte: (historisch) „ja der Ebel und die andern verfluchten Bücher haben alles Unheil und alle Revolutionen, und die ganze Welt toll gemacht.“ Man rathet mir, ich solle nur ja suchen zur Weinlese am Genfer See besonders in Bevaux zu sein, da wäre es herrlich. Rousseau habe im ersten Briefe der Heloise die Ge-

gend von Bevay sehr schön und treu beschrieben. Lesen Sie das und schreiben Sie mir darüber. — Gestern kamen zwei russische Damen in vier-spännigem Wagen, voraus ein vier-spänniger Fourgon und hinten ein zweispänniger Wagen, worin drei Knaben saßen, die goldgestickte griechische Mützen trugen. Sie reisen nach Genf und Italien. Sie können sich denken, wie ich sie gesegnet habe, die mit dem Blute der Polen und dem Schweiß ihrer Leibeignen ihre Zechen bezahlen. — *** Lieb mir zwei Bände vom hiesigen Professor Kortüm (einem Deutschen und Demagogen von 1815) ein historisches Werk. Wie freute ich mich damit, denn ich hatte Langeweile. Es enthält die schönsten Geschichten der Welt: die englische Revolution, die Nordamerikanische, der Abfall der Niederlande; der Mann hat Geist und Gelehrsamkeit — — und ich konnte keine drei Seiten im Buche lesen, so abscheulich ist der Styl. Ich keuchte, als wäre ich die große Scheideck hinaufgestiegen.

Wahrhaftig, ich mußte das Buch weglegen und die Gazette de France lesen. Wenn die Franzosen nur absolutistische Bücher und Zeitungen schrieben und die deutschen Professoren nur liberale; ich würde lieber ein guter Royalist werden, als für die Freiheit mich zu todt langweilen.

Montag, den 2. September. Guten Morgen liebes Herz. Wie gehts? Um 9 Uhr reise ich ab nach Lausanne, wo ich morgen Abend ankomme, von dort schreibe ich Ihnen wieder. — Ich habe noch drei Retourpferde nach Lausanne gefunden, muß aber doch 60 Franken dafür bezahlen; also nur 21 gespart. Adieu, bald mehr.

Zweiunddreißigster Brief.

Bayerne oder Peterlingen,
den 2. September 1833.

Neun Stunden von Bern und eben so viel von Lausanne, wo ich übernachtete. Um halb zehn Uhr habe ich Bern verlassen, und schon um vier Uhr kehrte ich hier ein. Das nennen sie eine Tagereise! Heute war strenges Winterwetter. Ich mußte Ueberrock, Mantel, Pelzschuhe anziehen, wie im Dezember. Alle Berge lagen voll frischem Schnee. Vormittag regnete es heftig. Von Mittag aber wurde es besser. Ich kam durch die kleine Stadt Avenches, wo zu der Römerzeit eine Stadt von 60,000 Ein-

wohnern, Namens Aventicum, stand. Die alte Stadtmauer, die schon eine Viertelstunde von dem jezigen Ort anfängt, steht noch. Auch noch ein Thurm und andere Ueberbleibsel. Das hätte S. sehr interessirt. Ich hatte aber nicht Zeit, das alle zu sehen. Drei herrliche Pferde und einen guten muntern Kutscher habe ich, Sie hätten Ihre Freude daran. Die Gegend, durch die ich kam, ist herrlich. Nicht groß und erhaben, wie die, aus der ich komme, aber sanft italienisch, meiner wie Ihrer Gemüthsstimmung angemessener. Es war mir oft, als wäre ich in Italien, woran mich besonders das Schellen- geläute meiner Pferde mahnte. Hier ist schon alles französischer, feiner. Zwei neue Seen habe ich heute gesehen, den von Neufchatel und den von Murten. — Gestern Abend war noch der Professor Schnell lange bei mir. —

Dienstag, den 3. September. Lau-
sanne. Schon um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier an. Wenn ich nur Ihren Brief schon hätte,

und wüßte, wie es Ihnen geht. Eher habe ich auch keine Ruhe zum umständlichen Schreiben. Also von jetzt an schreiben Sie mir nach Genf. Adieu.

Dreiunddreißigster Brief.

Lausanne, den 4. September 1833.

Ihren Brief aus Basel habe ich heute morgen um acht Uhr schon erhalten. Was ich glücklich war! Sie haben in Basel gut gegessen, das ist mir genug. Sie haben nicht wie andere Menschen, den Körper außen und die Seele innen, sondern umgekehrt, und wenn Sie essen können, stärkt das Ihre Seele.

Auf der Reise hierher war ich sehr poetisch, ja humoristisch gestimmt — neuer Schmerz gibt neue Jugend — aber heute nach Ihrem beruhigenden Brief ist alles verflogen und vergessen; eine Dummheit die Ihnen Freude machen wird.

Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder, da sah ich, was die Dichter so oft einen Teppich genannt, und die weiße Landstraße kam mir wie ein Streifen Leinwand vor, über den Teppich gelegt, ihn nicht zu beschmutzen. Die kleine häusliche Natur ist für uns Alte besser als die große. Hohe Berge und Gletscher, das ist gut für die Jugend, ihren Uebermuth zu dämpfen, oder für Eisenfresser wie S. Unser Herz verträgt so etwas nicht, und diese sanftere Landschaft hätte Sie gewiß heiterer gestimmt. Ehe man nach Lausanne kömmt, muß man zwei Stunden lang über das Joratgebirg, an dessen südlichem Fuß die Stadt liegt. Oben erblickt man den See, und die Reihe der Savoyer Gebirge, die mit frisch gefallenem Schnee bedeckt war. Das machte mehr Eindruck auf mich, als die erhabenen Gebirge des Oberlandes. Und Savoyen — es gehört eigentlich zu Italien. Das Wetter war gestern rauh, heute Nacht regnete es, jetzt

ist es warm und die Sonne kömmt eben hervor. Nahe bei meinem Gasthause ist eine Terrasse, von der man eine herrliche Aussicht hat. Rechts nach Genf, der See sich wie ein Meer in die Ferne verlierend, links nach Vevey, enger zwischen dunkle hohe Berge eingeschlossen. Alles heimelt mich hier sehr an, und bis jetzt kam mir noch nicht in den Sinn, nach Paris zu gehen. Lausanne wäre aber schon kein Aufenthalt für mich, man muß beständig auf- und absteigen, das würde mich anstrengen. In Genf fürchte ich mich vor der Bise. Jetzt bleibt mir übrig Vevey oder andere Orte am See kennen zu lernen, die gesellige Annehmlichkeit mit einer gesunden Lage verbinden. Finde ich einen solchen Ort, gehe ich gewiß nicht nach Paris. Dann miethete ich mir eine bequeme schöne Wohnung, mit Platz für uns alle, und kommt Ihr dann nicht zu mir, heirathe ich, um den leeren Raum auszufüllen. Wenn ich nicht nach Paris gehe, weiß ich gar nicht was ich

mit all meinem Gelde machen soll. Das Werk:
Der Genfer See (in drei Theilen) beschäf-
tigt mich immer mehr und mehr. Die Form ist
mir schon ganz klar. In ein und ein halb
Jahr mache ich es fertig.

Vierunddreißigster Brief.

Genf. Freitag, den 6. September 1833.

Gestern Vormittag bin ich glücklich hier angekommen. Ich mußte von einem Gasthose in den andern fahren, sie waren alle besetzt. Das schlechte Wetter hat die Fremden, die nach Chamouni wollen, hier zusammengehäuft. Ich fand endlich im Hotel du Nord Unterkommen, das wenig besucht zu sein scheint, ob zwar sonst ordentlich ist. Da muß ich für das Logis fünf Franken bezahlen, und für das Mittagessen fünf Franken. Ich fürchte, meine Erwartungen von Wohlfeilheit werden Träume gewesen sein. Die Post geht Mittags um zwölf schon ab. Da ich

nun Vormittag Besuch erwarte, muß ich diesen Brief plötzlich schließen, wenn er kömmt. Dieses zur Nachricht. Auch übrigens kann ich mir heute nicht viel Zeit zum schreiben nehmen, da ich eilen muß, mich auf irgend eine Art einzurichten, denn hier im Gasthose würde ich mich ruiniren — auch ennuyiren — ich hätte nicht nöthig gehabt das Wort auszustreichen.

Das Wetter ist schlecht. Als ich gestern herkam, da herrschte der böse Bifewind. Das ist ein Teufel von einem Wind. Er verfolgt Einen die Treppe hinauf und verläßt Einen nicht eher, bis man ihm die Thüre vor der Nase zuschlägt. Ob ich zwar viel auf der Straße war, habe ich doch nicht gespürt, daß dieser Wind die Brust anstrenge; aber den Hut muß man fest halten. Doch möchte ich deswegen den Winter hier nicht zubringen. — Die vorige Nacht schlief ich in Nyon. Der Weg hierher ist herrlich. So schöne Landhäuser habe ich noch nicht gesehen. Der See stürmte fürch-

terlich, es war ganz wie der Anblick des Meeres. Vorige Woche war der Sturm so arg, daß das Dampfschiff zwei Tage lang nicht von Genf abfahren konnte. In die Lesegesellschaft bin ich eingeführt, die ist sehr schön. Adieu. Wie schmachte ich nach Ihrem Briefe!

Fünfunddreißigster Brief.

Genf. Sonntag, den 8. September 1833.

Thure Freundin, was helfen alle die vernünftigen Vorsätze, die wir beide immer fassen, so oft wir uns trennen, nicht ängstlich zu sein, wenn erwartete Briefe nicht eintreffen? Es kann keiner sein Herz bemeistern. Vergebens rufe ich alles zu meiner Beruhigung herbei, daß ich außer Ihrem Briefe aus Basel noch keinen von Ihnen bekommen. Wie ich auch rechne, gibt es mir keinen Trost Der gute Gott wird alles zum besten wenden . . Ich werde dem Conrad sagen: er soll, wenn er morgen meinen Brief auf die Post bringt, erst sehen, ob er

keinen bekömmt, und im bejahenden Falle mit Bleistift auf die Rückseite des Briefs einen Buchstaben zeichnen. Dieses bedeutet, daß ich Ihren Brief erhalten, und es wird Sie freuen, mich beruhigt zu wissen. — Ich habe mich in eine Pension auf vierzehn Tage begeben. Es ist ein Landhaus in einem Park, wenige Schritte von der Stadt, auf der Straße nach Lyon. Es ist theuer, aber im Gasthause hätte es mich eben so viel gekostet, und Privatlogis konnte ich keins finden. Für mich und den Conrad muß ich für den halben Monat 180 Franken bezahlen. Es ist freilich eine der besten Pensionen. Ich werde Ihnen über die Einrichtung und die Gäste des Hauses näheres schreiben, sobald Ihr Brief eintrifft und ich wieder Gemüthsruhe finde. . . Betrüben Sie sich aber nicht zu sehr über meine Unruhe, sobald ein Brief kömmt, ist alles verschmerzt. Ohne meine Briefsorge wäre ich heiter genug. Es ist eine ganz angenehme Gesellschaft im Hause, die mich nicht

zu sehr ennuirt. Mehr fordere ich nicht. Das Wetter ist schlecht, regnerisch, doch mild. Adieu, meine liebe Freundin.

Wenn ich heute einen Brief bekomme, schreibe ich Ihnen morgen gleich wieder, daß Sie meine Freude erschen und sich über meine Klagen beruhigen.

Sechsendreißigster Brief.

Genf, den 11. September 1833.

Wie selig bin ich heute! Wer ist der glücklichste Mensch? Ich tausche nicht mit ihm. Endlich habe ich einen Brief bekommen, den Nr. 3 von Heidelberg. Nr. 2 von eben daher habe ich nicht erhalten. Also seit acht Tagen keine Nachricht von Ihnen. Ich habe keine Worte für meinen Schmerz, ich will keine suchen. Das soll vergessen sein. Wie ein zum Tode Verurtheilter wankte ich umher, der nicht weiß, an welchem Tage er hingerichtet wird. Ich dachte Sie wären krank. Es war so schönes warmes Wetter — alles lachte, die Natur, die

Menschen — nur ich allein war unglücklich und ich fragte Gott, warum er mich so strafte. Meinen Hund beneidete ich. Weinen konnte ich nicht und das Herz wollte mir springen. Ein Glück, daß ich körperlich gesund war, wohl=ler als diesen ganzen Sommer; mit meinem Befinden, wie es vor einigen Wochen war, hätte ich dieses Leid nicht ertragen. Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus und wie wohl ist mir jetzt! Ich sollte Ihnen das alle nicht sagen, allein es ist doch besser, daß Sie es wissen. Wir können nicht getrennt leben, wir sind beide zu reizbarer Phantasie und sie wird uns quälen bei jedem Anlasse. Warum haben Sie aber den zweiten Brief nach Lausanne geschickt, da ich ausdrücklich bestimmt, Sie sollen ihn nach Genf schicken? Daher kam alles . . Nun, Gott sei Dank, jetzt ist alles wieder gut Ich bin gesund und froh. Sein Sie es auch. Wie es mir hier gefällt? Das kann ich Ihnen bis

jezt noch gar nicht sagen. Wie mir bis jezt zu Muth war, hatte ich keine Fassung, einen ruhigen Brief zu schreiben, und heute bin ich ganz berauscht vor Freude. — Außer der Stadt war ich noch gar nicht. Der Charakter der Pension, in der ich bin, gleicht nicht der in Interlaken. Dort machen die Eigenthümer die Wirthe. Hier macht die Dame die feine Pariserin, präsidiert bei Tische und gibt sich das Ansehen, als hätte sie Gäste. Es sind meistens Engländer, Herren und Damen, dann ein junger Graf Platen aus Hannover und ein junger Biesländer, der meine Schriften kennt und hochhält. Auch einen Polen *** habe ich dieser Tage kennen gelernt. Ein artiger Mensch; aber das, was ich an den Polen liebe, ihr wildes slavisches Wesen, bei großer Gemüthlichkeit und feinem Geiste, das mangelt ihm. —

Ich habe Ihnen schon geschrieben, wie theuer es ist. Um vier Uhr wird gegessen. Abends Thee. Da ist's wie in einer Pariser Gesell-

schaft, nur nicht so angenehm. Zum gemeinschaftlichen Frühstück komme ich nicht. Es geht äußerst fein bei uns her, es ist um die Schwer-
noth zu kriegen. So ist die feine Welt; keiner zeigt sich da mit seinem Charakter und das ist sehr langweilig. Die Wirthin lächelt in einem fort und spricht in Gegenwart von Leuten auch nicht ein einziges Wort mit ihrem Manne. Dieser hat das gräulichste Magistergesicht, das mir je vorgekommen. — Rousseau brauchen Sie meinetwegen nicht zu lesen. Ich lese ihn jetzt selbst.

Donnerstag, den 12. September. Wie glücklich fühlte ich mich beim heutigen Erwachen, da ich wußte, daß ich den Schmerz der Erwartung und den getäuschter Erwartung eines Briefes heute nicht durchzuleiden hatte. Wie hat mich diese Woche belehrt! Geld, Schriftstellerei, Politik, Ruhm, Paris, selbst Gesundheit, wie verlor das alle seinen Werth in meinem Herzen, nur Ihrer blieb.

Es sei vorüber. Jetzt, da ich freien Herzens bin, fängt die Politik an, mich wieder zu interessiren. Es scheint kriegerisch auszusehen. Frankfurt wird förmlich mediatisirt, und wie Mainz, auf immer mit Bundestruppen besetzt. Es gibt mir die schönste Hoffnung, daß die drei Monarchen wieder Congress halten. Da kommen zum Vorthheil der Welt wieder die größten Dummheiten an den Tag. — Das Wetter ist herrlich und warm, wie im Juli. Wenn ich Mittags im Speisezimmer esse, sehe ich von meinem Plaze durch das offene Fenster gerade dem Montblanc ins Gesicht, bis jetzt war er aber noch immer bedeckt. Adieu. Ich gehe in die Stadt und bin ganz glücklich, daß ich heute keinen Brief zu erwarten habe.

Siebenunddreißigster Brief.

Genf, den 14. September 1833.

Ihren heutigen Brief haben Sie schon morgens acht Uhr vor dem Frühstücke geschrieben. Als Zeichen Ihrer Freundschaft würde mir das Freude machen; aber wahrscheinlich schrieben Sie so früh, weil Sie erwarteten, durch Besuche gestört zu werden, und das betrübt mich . . Ich bin gesünder, als ich diesen ganzen Sommer war. Voriges Jahr ging es mir ebenso. Den ganzen Sommer war ich unwohl, und vom September an wohl, und ich blieb es den ganzen Winter durch. Mir fehlt zu meiner Zufriedenheit nur das eine noch: mit Ihnen zu=

sammenzusein — und das wird die Zukunft auch noch in Erfüllung bringen. Ich glaube selbst, daß die Schweiz ungesund ist für Reisende, die sich abmüden, in vier Wochen alles zu sehen. Aber Genf halte ich für gesund. Selbst die Bise soll nur für solche, die im hohen Grade brustkrank entzündlicher Art sind, schädlich sein, und das ist doch mein Fall nicht. Vevey und die Umgegend soll aber gegen alle Winde auch im Winter geschützt sein und eine herrliche gesunde Lage haben. Eine Stunde von Vevey (in Montreux) wachsen Mandeln und Lorbeeren im Freien. In Genf blieb ich nun auf keine Weise. Es ist sehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzosen sind mir lieber, die nicht besser drucken als sie sprechen; hier aber sprechen die Gebildeten wie gedruckt. Uebrigens kenne ich Leute dieser hohen Gattung nicht, und ich werde mich auch hüten, sie aufzusuchen. Meine Pension ennuiert mich. Ich

soll fein sein! Ich Strick soll mich durch eine Nähnaedel ziehen lassen, ich Galgenstrick! So fein sind die Leute hier im Hause, daß keiner von ihnen merkt, wie ich mich im Stillen über alles lustig mache. Lauter Engländer, die mir das Ohr zerreißen, und ich glaube mein Gehör hat sich gebessert, seit ich unter ihnen bin. Die Kerls fressen Cayenne = Pfeffer, daß ich den Husten bekomme vom Zusehen, und Kartoffel wie die Schweine. Wir sind unserer fünf Deutsche, und bei Tische wird nur englisch und französisch gesprochen, kein Wort deutsch. Mit einer deutschen Dame sing ich gestern an deutsch zu reden, und das Dos antwortet mir französisch. Und eine Baseler Aristokratin, welche zwischen jedem Gericht die Handschuh anzieht.

Die *** habe ich in . . . begegnet. Durch das feindliche Verhältniß zwischen Vater und Mutter, sich halb verwaist ansehend, und daher mit ihrem Herzen in einer Art kleinem romantischen Thale wohnend. Aus Langeweile wollte

ich mich in Eine verlieben. Aber es war keine Möglichkeit. „Da sitzen sie und haben Hütchen auf!“

Gestern besuchte ich den Herrn Rumph, Frankfurter Gesandte in Paris, der eine Stunde von hier auf dem Wege nach Lausanne ein herrliches Landgut hat. Er hat einen jungen deutschen Violinspieler Ernst aus Paris mitgebracht, der ein großer, aber für Paris zu bescheidener Künstler sein soll, so daß er sich dort nicht geltend zu machen wußte. Rumph hat mich auf Mittwoch Abend eingeladen, zu Musik, die er gibt. — Gestern sah ich den Montblanc zum erstenmal wolkenleer. Achtzehn Stunden von hier entfernt, und doch weit erhabener erscheinend als die Jungfrau.

Nun, theure Freundin, bitte ich Sie, machen Sie, daß Sie gesund werden und reisen können, sobald es Noth thut, und wenn ein Krieg ausbrechen soll, Sie Frankfurt verlassen, und mit mir zusammenkommen. Ich selbst rüste mich

zum Kriege und suche mein Herz und meinen Magen so viel als möglich zu stärken. Wenn ich einmal Ihre Unruhe wegen meiner gehaltenen Briefangst vorüber weiß, dann habe ich gar nicht mehr zu klagen und werde vergnügt sein. So geht es uns aber immer nach jeder Trennung. Unsere Empfindung, wie junges Wasser, muß sich Bahn brechen, Berg hinunter und durch Felsen, bis sie ruhig fortfließt; ruhig bis zum Frühling, dann kömmt sie wieder in Strudel und schäumt. Glück ohne Ruh, Liebe bist Du!

Wenn meine Logenrede *) gedruckt wird, schicken Sie mir eine durch Gelegenheit. Wenn ich mich nur nicht blamire! Als ich diese schrieb, hatte ich noch keine Freundin und war noch sehr dumm.

*) S. gesammelte Schriften Stuttgarter Ausgabe Bd. V. C. 57. U. d. S.

Achtunddreißigster Brief.

Genf. Montag, den 16. September 1833.

Ihr Verdruß, den Sie über meinen Briefjammer gehabt haben werden, ist nun vorüber. Danken Sie nicht, daß ich mir ohne Noth Sorge gemacht. Es war doch ein außerordentlicher unerhörter Fall, acht Tage ohne Brief zu sein! Wie wäre Ihnen dabei zu Muth gewesen? Ueber Ihren heutigen Brief, worin Sie mir die Möglichkeit aussprechen, vielleicht noch diesen Winter nach Paris zu kommen, habe ich vor Freude geweint. Denn schon ehe Ihr Brief kam, den ganzen Morgen ging ich im Zimmer auf und ab und überlegte, was wir zusammen

für Thoren sind, und wir uns ohne Noth durch getrenntes Leben quälen, da doch unser beider Vermögen hinreicht, bei einer vernünftigen De-
 konomie in Paris zu leben. Auch kann ich ohne alle Anstrengung monatlich drei Bogen elegante Sachen schreiben. Entfernt von Ihnen kann ich das aber nicht. Ich versichere Sie auf's Heiligste, daß ich das nicht heuchle, um Sie zum Kommen zu bestimmen, sondern daß es mein völliger Ernst ist. Erstens würde mir das Brieffschreiben an Sie viel Zeit wegnehmen, was aber noch mehr ist, viele Sorge machen. Jeden Posttag, an dem ich Brief von Ihnen erwarte, habe ich das Fieber — ehe er kömmt, das der ängstlichen Erwartung, nachdem er gekommen, das der Freude. Also an zwei Tagen der Woche könnte ich nichts arbeiten. Dazu kommen die Fälle, wenn ein Brief ausbleibt. Zweitens habe ich die Courage, etwas drucken zu lassen, ehe Sie es gesehen — besonders in nicht politischen Dingen, worin ich ganz außer

Uebung bin? . . O wie himmlisch wäre das! Die ganze Haushaltung, alles können Sie so ökonomisch einrichten, wie Sie wollen. Nur die Wahl der Wohnung behalte ich mir vor, weil von solcher meine Gemüthsstimmung sehr abhängt. Gehen Sie aber nicht nach Paris, werde ich wo möglich den Winter in Bevan bleiben; gesund ist es dort gewiß, und wenn ich mich beschäftige, wird mir auch die Zeit nicht lang.

Den 17. — Ich will Ihnen zu Ihrer Unterhaltung einen Geniestreich von Conrad erzählen. In Lausanne, wo ich Extrapost nahm, gab man mir vier Postretourpferde, die ich aber nur für zwei zu bezahlen brauchte. Jetzt ging es im schönsten Trott zum Wirthshaus hinaus. Nach einigen hundert Schritten rief Conrad dem Postillon halt zu. Er hätte den Hund vergessen. Er stieg ab, lief zurück. Mitten auf der Straße mußte ich anderthalb Stunden auf ihn warten. Ich mußte den

Wagen wieder in's Wirthshaus fahren lassen, und dem Postillon, targemäß, den Betrag einer Post, nämlich 5 Franken, bezahlen. Da er immer noch nicht kam, mußte ich einen Wagen anspannen lassen, der ihm entgegen fahren sollte, ihn abzuholen. Endlich kam er, gerade als der Kutscher abfahren sollte, ohne Hund zurüß, von Schweiß triefend, athemlos. Jetzt hören Sie die Dummheit. Er hatte erfahren, der Hund wäre einem Wagen, der nach Vevey fuhr, nachgelaufen. Ich habe die Kutsche selbst bemerkt, sie ging über den Simplon nach Italien und war mit vier Pferden bespannt. Diesen Wagen mit vier Pferden wollte er, Berg auf und ab, zu Fuße einholen. Er kam bis Lutry, einem Orte der $1\frac{1}{2}$ Stunden von Lausanne entfernt ist, und diesen Weg hin und zurück machte er in $1\frac{1}{2}$ Stunden. Meine Wuth können Sie sich denken. Ich ging wie ein Verzweifelter die Straße auf und ab, schlug mir vor die Stirn, klagte jedem Vorübergehenden meine

Plage mit dem Vieh von Bedienten. Alles sah mich vor Erstaunen an, und doch lachte keiner, so Mitleid erregend erschien ich. Und als nun Conrad zurückkam, war an Zanken gar nicht zu denken. Mir war nur Angst, er müßte durch die unerhörte Anstrengung gleich todt niedersinken; und erst den folgenden Tag, da er gesund blieb, konnte ich mich über seinen Zustand beruhigen. Auch hatte ich Mitleid mit ihm, weil er mit thränenden Augen zurückkam, und ich glaubte der Schmerz über den Verlust des Hundes hätte sie ihm ausgepreßt. Wahrscheinlich aber war es nur Schweiß der Augen. Den folgenden Morgen in Lyon brachte ein Postwagen-Conducteur, der von Bevaux kam, den Hund zurück. Ich dachte, der Hund und Conrad würden außer sich vor Freude sein, sich wieder zu sehen. Aber wie Conrad so der Hund. Dieser ohne auf mich noch auf Conrad die geringste Rücksicht zu nehmen, kroch gleich unters Bett, und Conrad war so kalt und phlegmatisch, als wäre ihm der Hund keine Stecknadel werth.

Heute denke ich nach Ferney zu gehen und Voltaires Bettvorhang zu sehen. Ich fahre hin, das ist ein und ein halb Stunden weit. — Ich habe allerlei humoristische Sachen über Genf im Kopfe; aber wenn Sie es vorher nicht lesen, wage ich es nicht drucken zu lassen, und schreibe es lieber gar nicht. Seit drei Jahren war ich ein Brummbär, und jetzt soll ich tanzen. Ich fürchte ausgelacht zu werden.

Ich will gern glauben, daß Wirth, wenn auch nicht 30,000 Fr., doch viel für seine Verteidigungsrede bekömmt. Die Rede hat sechs Stunden gedauert, muß also ein dickes Buch sein. Wahrscheinlich ist sie sehr interessant, denn sie enthält gewiß eine lebhaftete Darstellung von der gegenwärtigen Lage Deutschlands. — Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß wir uns den Herbst noch in Paris sehen, oder Sie müßten dümmer sein als ich mir vorgestellt — und das ist unmöglich!

Adieu. Auf baldiges frohes Wiedersehen.

Neununddreißigster Brief.

Genf, den 19. September 1833.

. . . . „Ich bin die unvernünftigste Person von der Welt,“ sagen Sie in Ihrem heutigen Briefe. Die sieben Weisen Griechenlands haben in ihrem ganzen Leben nie so etwas Wahres und Vernünftiges gesagt. Ich bin auch unvernünftig, aber nur bei Fällen die Sie betreffen. In allen andern Dingen aber bin ich vernünftig. Wie ich mich angestellt habe, als ich in acht Tagen ohne Nachricht von Ihnen war, will ich Ihnen mündlich umständlicher erzählen. Mündlich — denn da Sie so unvernünftig sind, daß Sie es nicht weiter bringen können,

kann ich mir nicht denken, daß Sie nicht nach Paris reisen sollen. „Der Köcher meiner Worte ist ausgeleert,“ ich habe darüber alles schon gesagt, was zu sagen ist. Mit Ihnen in Paris, oder ohne Sie in Bevey, dazwischen habe ich nicht zu wählen. Natürlich bin ich für's Erstere. Das Klima (in Bevey) ist mild, so daß schwindsüchtige Engländer den Ort zum Winteraufenthalt wählen, die Gegend, besonders weiter hinauf nach Montreux, Glotlas, herrlich, aber nicht freundlich, sondern wildromantisch. Wohlfeiler wie in Genf ist es gewiß. Ein Engländer, der bei mir wohnt, hat einen Winter dort zugebracht. Er sagt, es wäre langweilig. Ich würde mich sehr ennuieren. Wenn man nicht in einer Pension lebt, hat man gar keine Gesellschaft, und kann auch keine im Orte machen, denn die Pension (als Bürgschaft einiger Bornehmheit) bestimmt den Rang. Die Pensionäre sind gewöhnlich Engländer, das heißt, langweilig.

gesellschaften, wenn sich nicht zufällig interessante Personen darunter finden, mit denen ich vertraut leben kann, habe ich mich immer ennuiert. Die Gesellschaft in der ich hier bin, sind lauter vornehme oder reiche Leute. Es geht etwas steif zu. Denken Sie sich, daß alle Damen im höchsten Putze bei Tische und beim Thee erscheinen, und daß die Meisten derselben während der dreizehn Tage, daß ich im Hause bin, alle Tage ein anderes Kleid anhaben. Die Herren können nur im Fracke sich zeigen.

. . . Also kommen Sie nach Paris. Ich nehme, ich höre keine Einwendung an; es läßt sich gar nichts vernünftiges dagegen sagen. Im Sommer wohnen wir an irgend einem Orte in der Normandie oder an der Loire, wo man so wohlfeil als in Deutschland leben kann. . . Bedenken Sie auch, daß jeder Brief hier zwei Sous mehr kostet, als einer in Paris, und daß mich das zu Grunde richtet.

Ich war in Ferney-Voltaire. Da brauste es in mir, und ich hatte für hundert Franken Gedanken. Aber wenn Sie nicht kommen, geht das alle verloren. Der Gärtner, jetzt ein noch rüstiger 65jähriger Mann, war zehn Jahr alt, als Voltaire starb und kannte ihn sehr gut.

Gestern Abend war ich bei Rumph in Gesellschaft. Es war eine Soiree auf Pariser Fuß, etwa fünfzig bis sechszig Gäste, mehr als die Hälfte Frauenzimmer. Man machte Musik. Der Violinspieler Ernst aus Wien wohnt bei Rumph. Er gefällt mir so gut als Paganini, und besser als alle anderen Violinspieler, die ich noch gehört. Er ist zwanzig Jahre alt. Ein Engländer sang und spielte eine Art kleine Orgel dazu, ein in Deutschland erfundenes Instrument, nicht größer als ein Blasbalg, aus dem man mittelst Klappen die verschiedensten Töne hervorbringt. Ein dicker Russe, Fürst *** sang Russo-Arien, mit Prätention und Komö-

dianten= Manieren, was sehr komisch war. Der Rumph ist ein sehr artiger und wie es scheint braver Mann. Seine Frau ist sehr artig und hübsch. Sie ist eine Amerikanerin und soll Erbin von zwanzig Millionen sein. Ich habe mich den Abend ziemlich unterhalten. Die Genfer Damen saßen alle ziemlich steif da, ohne alle Lebhaftigkeit und rührten sich nicht. Für Künste und schöne Wissenschaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrsamkeit. Das wären also meine Leute nicht. Lesen Sie Rousseaus *Heloise 6me partie, Lettre 5, Madame d'Orbe à Madame de Wolmar*, wie er die Genfer schildert. Das scheint heute noch zu passen. Die Stadt ist freundlich, an einigen Stellen großartig, hat mehrere schöne breite Straßen, die Umgegend freundlich, doch in der Nähe wenig interessant. — Eben habe ich mit einer Engländerin eine Parthie Schach gespielt. Sie spielt gut, habe die Parthie aber doch gewonnen. Die Damen werden von den Herrn

am Arm zu Tische geführt. Bis jetzt verstand ich noch meine Arme frei zu halten. Aber heute fiel mir eine kolossale dicke Engländerin zu, die hätte mich bald umgeworfen.

Der Gärtner in Ferney besitzt unter andern Reliquien auch Voltaires Mütze. Die Form, wie meine schwarze von Sammt; aber von weißer Seide und mit Gold gestickt. Ich hätte sie gern auf den Kopf gesetzt, aber sie war zu schmutzig. Und was hätte es mich geholfen? Wenn acht Tage kein Brief von Ihnen kömmt, würden zwölf Voltaires = Mützen auf dem Kopf mich nicht gegen Narrheit schützen. Der Park ist herrlich. Dicht beschattet wie ein Wald. In einem unabsehbar langen Laubengange, jedem Sonnenstrahle unzugänglich, ging Voltaire auf und ab und komponirte, ich ging auch darin auf und ab, es kam aber nichts dabei heraus. Der Gärtner besitzt auch ein Buch, worin alle Siegel von Voltairs Correspondenten abgedruckt sind, unter welchen von Voltaires eigener Hand

die Namen geschrieben sind. Er hat diese Sammlung verfertigt, um jedem Brief von außen anzusehen, von wem er komme und ihn zurückzuschicken, wenn er ihn nicht haben möchte. Unter einige Namen hat Voltaire Charakteristiken geschrieben. Z. B. Fou à Toulon — petite tête fou à Lyon — fait des vers. — Nur zwei Zimmer, die im alten Zustande gelassen, werden gezeigt, das Schlafzimmer und das Empfangzimmer. Doch genug erzählt ohne Honorar!

Die Stael über die französische Revolution habe ich hier zum Erstenmale gelesen. Ich kam nicht aus dem Erstaunen. Welch ein Weib ist das, Welch ein hoher Geist und welches Herz für Menschheit und Freiheit! Auch Rousseau's Confessionen zum zwanzigsten Male, und die Heloise zum ersten Male las ich. Ich habe nicht Hände genug für meinen Kopf, niederzuschreiben, was dieser jetzt in sich faßt. Zu drei Aufsätzen habe ich zu notiren angefangen. Genf

wie es ist — Die Engländer in der Schweiz — Ferney. Die beiden ersten humoristisch, der dritte sentimental. Und das ginge verloren, wenn Ihr nicht kommt. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht kommen.

Vierzigster Brief.

Genf, den 22. September 1833.

. . . . Ihre Briefe machen mir keine Freude mehr, ich bin des Correspondirens satt Ich habe die schwärzeste Vorstellung von den kommenden Verhältnissen Deutschlands. Nicht etwa als glaubte ich, daß unsere Fürsten und Staatsmänner aus Bosheit und Grausamkeit verderbliche Maasregeln ergreifen werden — nein, sie haben den besten Willen, sie glauben ihn wenigstens zu haben. Aber die Vorsehung muß etwas großes im Sinne führen. So oft sie dies that, hat sie die Machthaber der Welt mit Blindheit geschlagen, aber mit solcher dicken

Blindheit wie jetzt, noch nie vorher. — Den Montblanc sieht man von hier (nämlich außer der Stadt), bei klarem Wetter sehr gut. Er ist natürlich von weit größerer Bedeutung als die Jungfrau; aber das muß man berechnen. Für Auge und Gefühl ist die Jungfrau schöner.

Montag, den 23. September. Ich weiß nicht mehr was ich Ihnen schreiben soll, und habe auch gar keine Lust zu großen Briefen. Wir sehen uns bald oder Sie müßten nicht werth sein, mich zum Freunde zu haben.

Donnerstag, den 26. Ein Wort in Ihrem Briefe „ich glaube, daß es bei Paris bleiben wird“ hält meine Hoffnung aufrecht. Da ist nichts zu bedenken, wir haben Geld genug. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht länger ertragen. Ewige Briefforgen. Ich hatte gestern schon wieder Kummer, daß der erwartete Brief ausblieb. S. hätte vorgestern Abend den Montblanc sehen sollen, bei ganz heiterem Wetter. Das ist wirklich erhaben. Die Jungfrau ist

unser Köderberg dagegen. Bis über den Himmel hinaus. Man meinte er hätte den Himmel durchstoßen müssen, sich ganz aufzurichten.

Ich ennuiere mich hier ganz infam. Diese Engländer und Engländerinnen sind ganz wie unsere deutschen Adelligen: artig und langweilig. — Der Plan, einen Theil des Jahres in der Provinz zehn Meilen von Paris entfernt zu leben, erscheint mir, je mehr ich darüber nachdenke, je vernünftiger. In kurzer Zeit werden von Paris aus Eisenbahnen nach allen Richtungen gemacht sein, und dann reist man zehn Meilen in drei Stunden. Die Eisenbahn zwischen Paris und London ist von beiden Regierungen schon beschlossen und sie soll in zwei Jahren fertig sein. Dann wird man an einem Tage in Paris frühstücken und in London supiren können. Es liegt etwas Gigantisches, Weltbewegendes darin, Frankreichs und Englands geistige Kräfte in so schnelle Berührung zu bringen. Das zerstört alle Tyrannei in

Europa. Wäre das nur alle schon ausgeführt, dann könnte man lachen über die Lücken und Dummheiten des Bundestags. — Die Gegend hier herum — der Montblanc ausgenommen, den man aber selten sieht — ist lange nicht so interessant, als die von Zürich. Eigentlich gibt es außer der Stadt nicht eine interessante Parthie, und man findet nicht einmal Schatten genug, bei warmem Wetter spazieren zu gehen. In der Stadt auf den Wällen gibt es einige Spaziergänge, die hübsch sind. Mittags bei Tische und Abends beim Thee, muß ich, wenn ich in's Zimmer trete, jeden wenigstens mit einem Kopfnicken besonders grüßen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel Bücklinge gemacht, als diese drei Wochen, daß ich in dieser dummen Pension bin.

Den 28. Wenn die Deutschen Patriotismus hätten, würden Sie mich und andere liberale Schriftsteller unterstützen, daß wir zum allgemeinen Besten etwas könnten drucken

lassen. Aber von einem Buchhändler ist nicht zu fordern, daß er sich der Gefahr aussetzt, etwas politisches drucken zu lassen, und ohne Honorar können wir ja nicht leben. Es ist wirklich schimpflich. Die Polen und die Italiener geben beide zwei Journale in Frankreich heraus, und die Deutschen denken an so etwas gar nicht. Wie könnte ich nebst andern Patrioten von Paris aus durch Schreiben wirken, wenn wir Geld hätten.

Sie machen sich unnöthige Sorge, ob ich die Schweiz vertragen kann. Ich bin schon zwei Sommer darin. Mein Befinden hängt gar nicht vom Klima, sondern wie es scheint, von der Jahreszeit ab. Seit drei Jahren befand ich mich im Herbst und Winter besser als im Frühling und Sommer. Das ist auch diesmal wieder der Fall. In Paris habe ich mich noch immer am wohlsten befunden, wozu freilich auch das dortige moralische Klima viel beigetragen.

. . . Suchen Sie sich die Broschüre zu verschaffen. Wahrscheinlich ist sie gegen mich. Im Sommer habe ich immer, und lasse andern Ruhe. Im Winter fängt die Balgerei an. Aber wenn sie nicht nach Paris kommen, schreibe ich kein Wort, auch Ihnen nicht. — Ist es wahr, daß der Bundestag von Frankfurt nach Wien verlegt wird? Mit wem geht dann Herr von Rothschild um? Wen wird er dann zumessen bitten?

Ich lese viel. Während ich hier bin, habe ich schon zwanzig Bände gelesen. Jetzt bin ich am fünften Bande von Barante, *Histoire des ducs de Bourgogne*. Das ist sehr schön.

Einundvierzigster Brief.

Genf, den 1. Oktober 1833.

Ihr gestriger Brief ist wie Schillertaffel, man weiß nicht, welche Farbe er hat. Auf jeden Fall hat er mich verdrießlich gemacht, so daß ich mich gestern gar nicht entschließen konnte darauf zu antworten, und meinen Brief erst heute anfangen, wo der baldige Abgang der Post mir wenig Zeit läßt. Ich bin aber nicht verdrießlich über Sie, sondern über die Verhältnisse. Sein Sie fest versichert, daß ich durchaus nicht unglücklich bin. Ich habe darin eine bessere Natur als Sie; ich schlage mir Sorgen leicht aus dem Kopfe und bereue nie etwas.

Was sagen Sie dazu daß die Berry wieder in Frankreich landen will, vielleicht schon gelandet ist? Und daß wir wieder einen deutschen Kaiser bekommen? Warum geben mir die deutschen Patrioten kein Geld, daß ich unabhängig von Buchhändlern etwas für unser arm Volk thun kann! Es wäre so nöthig! Was hätte ich nicht alle zu sagen! Kein Buchhändler kann ja ohne die größte Gefahr jetzt so etwas drucken lassen. Und wenn ich nicht schreibe, wer kann, wer wagt es sonst in Deutschland? Wenn nur sechs Monate lang sich keine Stimme gegen die wachsende Tyrannei erhebt, schläft das Volk ganz ein und bewegt kein Glied, wenn man ihm die Ketten anlegt. Oesterreich und Preußen wollen abwechselnd Deutschland als Kaiser beherrschen, Unverschämtheit und Dummheit wollen sich das Reich theilen.

. . . Ach, was ist mir das Reisen so überdrüssig und unsere Correspondenz! Hier bliebe ich auf keinen Fall. Die Goddams ennuiern

mich schrecklich. In Vevay ist ein anderer Jammer. Dort grassiren die Methodisten, und die Familien leben in innerem Zwiespalt aus Religionshaß. — Ich werde hier auf allen meinen Gängen von Spionen beobachtet. Das ist mir noch nirgends so sehr aufgefallen als hier. Herrn ***, der hier im Hause wohnte, habe ich einige Zeilen an Sie gegeben, er wird glaube ich Mittwoch in Frankfurt eintreffen. Ich zeigte ihm Ihr Bild. Er sagte, Sie hätten geistreiche Augen und so eine entschlossene Physiognomie. Ich sagte ihm, er hätte es errathen, Sie wären ein wahrer Kosack. Seitdem ich hier bin, beschäftige ich mich täglich mit dem Englischen und werde es beharrlich fortsetzen. Vielleicht kömmt eine Zeit, daß mir nur England als Zuflucht offen bleibt. Ich gratulire! Der König von Spanien ist gestorben. Ich ennuiere mich erschrecklich. Ach! Daran sind Sie schuld. Habe ich Sie nur erst einmal wieder, lasse ich Sie mit Ketten an mich schließen.

Ich komme eben von . . . zurück. Ich war so ungeduldig, daß ich forteilte, ohne alle Thränen, aber nicht ohne himmlischen Jubel und heißen Dank gegen den Himmel, der meinen Leiden ein Ende gemacht. Aber jetzt aufgehört und gezittert! In den letzten Tagen habe ich Gozzi's wunderschöne dramatische Märchen gelesen. Alles ist haar-aufsträubende Zauberei. Gewöhnlich sind es verwünschte Weiber, die in Stuten, Ziegen, Störche, oder Männer, die in Ochsen, Pferde, Raben, Leoparden verwandelt werden. Durch aufmerksames Lesen habe ich gelernt, wie man solche Wunder macht. Nun schwöre ich es Ihnen, daß wenn Sie das was ich Ihnen erzählen werde, ausplaudern, ich Sie . . . verwandeln werde . . . Sie brauchen nur Einer der A. etwas davon zu erzählen, von dieser erfährt es der B., von diesem die C., von dieser D. und da ist der Teufel los. Als ich Ihnen neu-

lich schrieb, Sie würden jubeln, wenn Sie meine Leiden erfahren, so hatte ich diesen übertriebenen Ausdruck darum gebraucht, um Sie zu beruhigen, daß Sie nicht etwa glauben, es wären wirkliche Leiden, die einen körper- und seelenkrank machen. Ich berechnete, daß wenn ich sagte, Sie würden vor Lust an die Decke springen, Sie sich wohl denken können, daß meine Drangsale nicht zu den bemitleidenswerthen gehörten. Aber etwas Wahres ist doch in dem Ausdrucke. Sie, die Sie mich kennen, meine Sonderbarkeiten, meine Neigungen und Abneigungen, mein Gutes und Böses — Sie müssen eigentlich darüber lachen, wenn Sie erfahren, wie die guten Leute mit dem besten Willen, mit der größten Freundschaft für mich, in dieser ganzen Zeit nichts gesprochen und nichts gethan haben, was mich nicht bis auf das Blut gequält und zur Verzweiflung gebracht. Kurz, sie haben mich ennuirt. Nie früher in meinem Leben habe ich solche Lange-

weile gehabt! Ich ennuiere mich zwar sehr leicht; aber weil die Qual der Langeweile für mich so unerträglich ist, meide oder fliehe ich schnell solche Veranlassungen, und daher hatte ich in meinem ganzen Leben nie einen Tag lang Langeweile. Hier aber war gar keine Flucht und Rettung möglich, und ich mußte sie ertragen. Ich kann auf Rechnung meiner erlittenen Buße zehn glückliche Familien mit Arsenik vergiften und der Himmel bleibt immer noch mein Schuldner. Das war nun das Komische in meinen Leiden, daß *** glaubte ich wäre glücklich in seinem Hause, und ich verzehrte mich fast vor Langerweile und war unglücklich. Ich kann Sie versichern, daß wer mich nicht aus meinen Schriften gekannt, und mich diese Zeit über beobachtet, mich für einen ganz gewöhnlichen Menschen hätte halten müssen. Nicht verdrossen und schläfrig mußte ich erscheinen, sondern stumpfsinnig. Ausgenommen jene meiner politischen Tiraden, die der dümmste Gesellschafter

mich kann spielen machen, sobald er mich nur wie eine Spieluhr aufzieht, habe ich dort im Hause kein warmes, kein verständiges Wort gesprochen. Und würde mir vom Buchhändler jede Silbe mit einem Gulden gezahlt, von dem was ich dort druckenswürdiges gesprochen, könnte ich kein paar Stiefel bezahlen. Herr *** mag wohl ein guter Mensch sein, aber ohne Feuer und Licht, ohne Salz und Fett. Er macht Verse! Das waren nun meine eigentlichen Leiden. O Gott! Möchten doch alle Dichter zehen tausend Klaster in die Erde versinken — wie der Sachsenhäuser sagt! Aber was würde es nützen? Sie kämen als Quellwasser wieder herauf. Ein Nefte des Herrn *** ist im Hause, jung, hübsch, etwas schmachtend. Er liebt, und macht Verse! O Gott! O Gott! Schauerliche Erinnerung! Ich muß mir die Augen zuhalten, wenn ich daran denke. Wie gräuliche Kröten kriechen die Verse mit langen und kurzen Füßen vor meinen Augen herum und sehen mich giftig an.

— Die ***, Niemand des Herrn *** mag eine gute Frau sein, aber Gemüth — das muß ihr fehlen, sonst hätte ich mich nicht so ennuiren können. Uebrigens muß ich es als ehrlicher Mann anempfehlen, alles was ich von Unvortheilhaftes sagen möchte, nicht darum für unzweifelhaft und gegründet zu halten. Man hat mich ennuirt, wer mich ennuirt, ist mein Feind, und das Urtheil über Feinde ist oft ungerecht. Ich war nie langweiliger gewesen; denn das ist wahr und man kann mir es mit Recht vorwerfen: unter langweiligen Menschen bin ich immer der Langweiligste. Ich drang den guten Leuten zuweilen einen interessanten Stoff der Unterhaltung auf, aber Wärme, Lebhaftigkeit konnte ich nicht hineinbringen. Haben Sie je eine Windmühle bei schläfrigem Winde sich bewegen sehen? So langsam, so einförmig, so wenig Schuhe über flachen Boden erhoben bewegte sich die Unterhaltung. Jetzt der Hauptdonnerschlag, die Cholera unter meinen Leiden:

Verse wurden vorgelesen, ganze Bäche von Versen, Jahrhunderte der Langenweile zogen langsam sumpfig wie der Styr an mir vorüber. Als ich der Einladung nach . . . zu kommen endlich nachgab, hatte ich ganz vergessen, daß Herr *** ein Dichter ist, sonst hätte ich mich eher in den See gestürzt, als mit einem Dichter unter einem Dache zu wohnen. Herr *** ist ein sehr gewöhnlicher, weißblütiger, matter Dichter, zu meinem Lobe tausendmal nicht gut genug, und hundertmal zu gut ihn ironisch loben zu können. . und dabei die grenzenlose Eitelkeit aller Dichter. O theure Esther! So viel hat dein Volk in den siebenzig Jahren seiner Gefangenschaft nicht ertragen, als ich in dieser Zeit ausgestanden habe. Ich schaudre wenn ich daran denke.

Zweiundvierzigster Brief.

Vevey, den 10. Oktober 1833.

Gruß aus Vevey! Vorgestern reiste ich von Genf ab, kam den Abend in Lausanne an, wo ich den folgenden Tag blieb, und heute kam ich hierher. Die Gegend hier scheint herrlich zu sein; aber gerade heute ist ein wahrer Wintertag, so daß ich einheizen ließ und zwei Röcke anziehen mußte. Die Berge waren halb in Nebel gehüllt. Auch hier ist der Jammer wie in Genf. Man hat in der Nähe keine Spaziergänge. Ueberall ist man zwischen hohen Mauern, welche alle Gärten und Weinberge einschließen. Um den See zu sehen, hat man nur die Chaussee, oder man muß weit ab auf Berge steigen. Ich werde Morgen nach Montreux

gehen, ein und ein halb Stunden von hier, und einige Zeit dort bleiben. Dort ist die Gegend noch schöner und das Clima milder als hier. Viele Fremde halten sich dort wegen der Traubentur auf. Monnard in Lausanne hat mir einen Brief an den General Laharpe gegeben, der sich gegenwärtig in Montreux aufhält. Das wäre der interessanteste Mann von der Welt. Er war früher Erzieher des Kaisers Alexander und hat in der Schweizer Revolution eine große Rolle gespielt. Er wird nächstens achtzig Jahr alt, und ist noch so rüstig, daß er diesen Sommer zu Fuße über den Splügen ging. Monnard sagte mir, er habe vor einigen Wochen gesehen, wie Laharpe hinter einem mit Ochsen bespannten Wagen gehend, den das Vieh nicht einen Berg hinaufbringen konnte, den Wagen gedrückt und fortgeschoben habe. In Lausanne hat es mir sehr gefallen. Da sind herrliche Spaziergänge, und wahre Armide-Gärten!

Dreiundvierzigster Brief.

Montreux. Sonntag, den 13. Oktober 1833.

. . . Was soll ich nun von Montreux sagen? Wir beide kämen damit nicht zu Stande; ich nicht es zu beschreiben, Sie nicht es zu fassen. Mein Pult, vor dem ich jetzt stehe und diesen Brief schreibe, steht am Fenster, dieses zur linken Hand habend. Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, sehe ich den Berg hinunter, auf dessen Höhe das Dorf liegt, über Weinberge, Baumgruppen und die Dächer tiefer liegender Häuser bis in den See, der hier seinen Ausgang hat und ein großes Becken bildet. Links stürzt ein wilder Bach von den hintergelegenen Ber-

gen kommend, unter einer alten Brücke durchbrausend dem See zu. Er muß wissen, daß ich harthörig bin, denn er spricht sehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die so eben die letzten Wolken zogen, jetzt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich an's Fenster, sehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine viertel Stunde von hier. Weiter hinauf Villeneuve. Dort ist die Grenze des Sees und zwischen den Bergen kömmt die Rhone hervor. Sieht man rechts den See hinab, ist es wie das Meer, man sieht keine Ufer. Hinter dem Dorfe erheben sich himmelhohe Berge, aber bis zur höchsten Spitze mit Neben und Nußbäumen bedeckt. Und jetzt ist gerade Weinlese. Kurz ich ennuire mich fürchterlich, und gestern Abend ging ich das Dorf hinab bis zur Landstraße, wo nach der Beschreibung des Buches einige Lorbeerbäume stehen sollen, um mich daran zu hängen. Zum Unglücke fand ich sie nicht. Denken Sie, daß ich kein Buch, kein ein-

zuges, keine Zeitung habe, und daß schon um sechs Uhr dunkel wird. Was soll ich dann machen? Die Lorbeerbäume kann ich nicht finden, und mich an gewöhnliches Holz zu hängen, dazu bin ich zu stolz. Es bleibt mir also nichts übrig als zu verzweifeln. Es sind noch mehrere Familien im Hause, aber die essen und bleiben unter sich, so daß ich ganz allein bin. Als ich vorgestern hierher kam, war noch Laharpe, an den ich einen Brief hatte, mit seiner Familie hier, aber gestern ist er zurückgereist. Laharpe ist ein charmanter Mann. In diesem Alter noch so viel Lebenskraft! Als ich ankam, ging er gleich mit mir das Dorf hinauf zur Kirche, wo eine herrliche Aussicht ist. Er lief so schnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Er lief hier täglich vier Stunden lang, alle Berge auf und ab. Abends trank ich den Thee bei ihm. Seine Frau ist aus Petersburg, wie ich aus seiner Biographie erfahren, schon vierzig Jahre mit ihm verheirathet, und doch sollte man sie nicht über fünf

und vierzig Jahre schätzen. Sie haben auch eine Tochter. Ach, wären Sie nur heute hier bei diesem herrlichen Wetter. Wir haben diesen Sommer schöne Gegenden, auch poetische gesehen, aber diese hier ist in Reimen. Wenn ich nur jünger wäre! Byron hat das Schloß Chillon besungen. Mittag halb drei kommt die Post, vielleicht bekomme ich heute wieder einen Brief, das will ich abwarten, ehe ich diesen schreibe. Unterdessen gehe ich das Schloß Chillon sehen.

— — Ich komme eben davon zurück. Man hat doch drei viertel Stunden zu gehen. Aber welcher Weg! Man möchte nur immer so fort wandern bis an den Simplon, dann hinauf, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und Abends im Mondschein zurück. Und die guten Trauben! Das Dorf ist so ländlich, das würde Ihnen gefallen. Gestern Abend

war ich ganz in Verzweiflung vor Langeweile, ging wüthend im Zimmer auf und ab und schrie einmal über das Andere mal aus: Nein, so was ist mir noch gar nicht vorgekommen! Zum Glücke fiel mir bei, daß Conrad einige Theaterstücke hat. Da las ich dann Emilie Galotti, und Fiesko, und legte mich um halb zehn schlafen. Im Bette, auch ohne zu schlafen, habe ich nie Langeweile. Ich weiß nicht wie das kömmt. Mein Barbier hat mir heute versprochen, er wolle mir französische Zeitungen schaffen. Auch will ich morgen nach Bevey fahren und mir Bücher holen; dann wird es wohl besser werden. Eine wahre Sünderkur halte ich hier.

Vierundvierzigster Brief.

Montreux. Dienstag, den 15. Oktober 1833.

Ihren Brief No. 14 erhalten. Nun, Dank dem Himmel, jetzt habe ich die größte Hoffnung, daß Sie doch nach Paris gehen, denn alle andern dummen Pläne haben Sie so ganz erschöpft, daß Ihnen nichts mehr übrig bleibt, als einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Wie bescheiden sind Sie, wenn Sie meinen, in Ihrem Plane mit Straßburg sei wenig Verstand! Gar kein Verstand ist darin. Es ist die größte Dummheit, die je aus einem Weiberkopfe gesprungen. Straßburg ist der langweiligste Ort von der Welt, fast so theuer wie in Paris.

Dabei kalt, feucht, ungesund. Und wahrscheinlich würde man mich gar nicht dort dulden. Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich vorigen Frühling, wie alle Deutsche, von dort ausgewiesen worden bin? Also nach Paris.

Die Badische Kammer, auf Antrag Rotteck's, hat die Anträge der Juden auf Emanzipation wieder verworfen, und zwar so verworfen, daß die Tagesordnung beschlossen, und über den Antrag gar nicht gesprochen wurde. So verstehen sie die Freiheit! Das sind die Liberalen, an welchen das dumme deutsche Volk hängt! Wie freue ich mich, daß ich diesen Rotteck in meinen neuen Briefen herunter gemacht habe. Wenn es nur gedruckt wird. Wo nicht, hätte ich große Lust über diese Judensache etwas besonders gegen Rotteck zu schreiben, und ihm auf seinen goldnen Lorbeerkranz zu dr... den er neulich von Leipzig bekommen.

Es ist aber auch gar zu herrlich hier, und die Schönheit des Landes kämpft mit meiner

Langeweile nicht immer unglücklich. Gestern war ich in Vevey und habe mir dort Bücher geholt, die drei letzten Bände von Byron's Memoiren von Moore, die ich noch nicht kannte. Jetzt bin ich geharnischt gegen Langeweile. Byron hat lange am Genfer See gelebt. Im Childe Harold kommen die Beschreibungen vor. Das über Chillon ist ein besonderes Gedicht. In seinem Tagebuche vom 27. Juni 1816, geschrieben in Duchy bei Lausanne, heißt es: „J'ai traversé la terre de prédilection de Rousseau, tout plein de son Héloïse, et suis frappé à un degré que j'aurai peine à exprimer de la force, de l'exactitude des descriptions, et de la beauté sublime de la réalité. Meillerie, Clarens et le château de Chillon sont des lieux dont je dirai peu, parceque tout ce que j'en pourrais dire resterait bien au-dessous des impressions qu'ils laissent.

Mittwoch, den 16. October. Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Cha-

telard gemacht, einem Schlosse von alterthümlicher Bauart, das drei viertel Stunden von hier auf einem Berge 400 Fuß über dem See liegt. Unten ist Clarens, wo Rousseau seine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wiesen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies — für Einen, der es mitbringt. Ich setzte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich versuchte es auf alle Art — vergebens. Mein Herz ist so ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne sich die Füße naß zu machen. Auch empfand ich nur für Sie, für mich überlegte ich nur. Als ich die Kinder des Gutsbesizers sich auf der Wiese herumwälzen sah, und dann in's Kelterhaus gehen, wo sie aus den breiten Fässern zerquetschte Trauben naschten, sie hatten ihre Freude an dem guten furchtsamen Thun, der sich in Todesangst vor zwei Kühen flüchtete, die ihn mit ihren Hörnern und Glocken verfolgten — vor mir der See und die ernstesten erhabenen Savoyer Gebirge, rück-

wärts die sanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhütten, Dörfern bedeckt — da wünschte ich, was ich immer wünschte an solchem Ort: hier möchte ich geboren worden sein. Und dann die Brust gefüllt mit dieser himmlischen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderparadieses hing mir wie eine Feldflasche an der Seite, aus der ich trinke, so oft mich dürstet. O, ich weinte vor Gram und Zorn!

Es gibt nichts liebevolleres als dieses Montreux. Man sagte mir, es bleibe kein Schnee hier liegen, vielleicht auch keiner auf der Brust. Gestern Abend acht Uhr ging ich mit meiner Laterne in das Dorf. Es war so komisch wie etwas. Ich hörte am Tage, im Orte sei ein „Cercle,“ wo man Journale lese. Wie ein ausgehungertes Geier stürzte ich dem Nase zu. Mein Barbier erbot sich am Mittage mich zum Präsidenten des Cercle zu führen. Dieser saß ganz stattlich in seinem Kelterhause vor einem

Tische und versuchte Wein. Der Präsident wies mich an meinen Wirth, der auch Mitglied wäre. Mein Wirth ist ein ausgezeichnete großer schöner Mann, und jetzt über und über mit Weinhefe besudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beschäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht in's Casino begleiten, erbot sich aber Einen kommen zu lassen, der mich dort einführen sollte. Abends acht Uhr kamen auch zwei Dorf-Honoratioren, wie es schien, die Politiker des Orts, und holten mich ab. Ich zündete meine Laterne an, denn auf den Straßen ist keine, es geht immer Berg auf, Berg ab, und man könnte auf diesem Pflaster zehn Hälse brechen, wenn man sie hätte. Ich fragte meine Leute, wie sie denn in den Winternächten ohne Laterne fortkommen könnten? Sie antworteten mir: wer im Winter aus seinem Hause ginge, käme vor Tagesanbruch nicht heim. Das ist brav. Endlich traten wir in ein kleines Haus. Mein Führer holte aus der Küche einen Schlüssel und

öffnete mir ein Zimmer. Da war kein Licht, nur meine Laterne leuchtete. Bei dem Scheine sah ich die Zeitungen an, die auf dem Tische lagen. O Jammer! Es waren nur Blätter des Cantons, mehrere Tage alt, die ich schon gelesen hatte. Morgen, sagte man mir, kämen neue, ich könnte kommen so oft ich wollte. Der Schlüssel zum Cercle liege auf einem Gefimse über der Thüre. Das ist das Casino von Montreux. Beim Nachhausegehen bemerkte ich, daß alle Keller und Kelterhäuser offen standen und beleuchtet waren. Während der Weinlese wird die ganze Nacht durchgearbeitet. Selbst mein Barbier ist so bacchantisch beschäftigt, daß er mich nur alle zwei Tage rasiren kann. Ich sehe schwarz wie der Teufel aus. Wozu aber in Montreux, in meiner Einsamkeit sich rasiren lassen? werden Sie fragen. Hören Sie und lachen Sie mich aus. Nie war mir das glatt sein nöthiger als jetzt. Der Börne ist zahm geworden, das Unglück hat ihn mürbe gemacht.

Sie erinnern sich, wie unleidlich ich immer brummte, wenn wir drei in Zürich zu Mittag aßen, und es kam ein Fremder ins Zimmer, setzte er sich auch an einen besondern Tisch. War ich an offner Tafel mit Fremden zusammen, sprach ich nie ein Wort mit ihnen. Jetzt kam aber hier in meiner Einsamkeit, da ich Mittags allein essen, die langen Abende allein auf mein Zimmer sein mußte, einige Tage sogar ohne Bücher — da kam die zerknirschende Langweile über mich, ich schmachtete nach Menschen, erinnerte mich meiner eigenen Unfreundlichkeit und Ungeselligkeit, und da ging ich in mich und gelobte, wenn sich wieder Einmal ein einsamer Mensch zu mir gesellte, ihn nicht mehr zurückzuweisen. Der Himmel belohnte auch gleich meine tugendhaften Beschlüsse. Als ich gestern ins Speisezimmer kam, bemerkte ich zu meinem freudigen Erstaunen drei Bedecke. Ich fragte, wer mit äße? Zwei Engländerinnen wären gekommen. Jetzt sah ich mit offnem Maule, ge-

spizten Ohren und sehnfüchtigen Blicken nach der Thüre, und wartete wer hereinkäme. Die Thüre ging auf — es war als stürzte die Decke über mich zusammen — und herein trat eine Frau von sechzig Jahren, schwarz gekleidet bis ein Fuß über den Kopf hinaus — so hoch reichten Bänder — und von einer Häßlichkeit die Wangen damit zu vertreiben. Bald darauf kam die andere Dame, dreißig Jahre alt, nicht häßlich und nicht schön. Diese Letztere hatte ich schon Vormittag im Garten bemerkt. Sie kam mir wie toll vor. Sie rannte schneller als ein Jagdhund auf und ab. Ich bemerkte aber gleich bei Tische, daß Sie nicht toll war, sondern lebhaft. Sie hat südliches Blut in den Adern. Es sind zwei Schwestern, sie reisen ohne Bediente und Mädchen, und mit der Diligence. Uebrigens treiben sie sich wie alle Engländer umher, bald in Bevey bald in Lausanne, bald in der Normandie, bald in Genf. Jetzt kommen sie von Interlaken. Wer sind diese Leute? Als

ich die Jüngere fragte: ob sie Engländerin sei, stockte sie etwas und antwortete: sie hätte lang in England gelebt. Sie sprachen viel von Musik, sagen, das sei ihre Leidenschaft. Von hier gehen sie nach Paris. Sollten sie Comödiantinnen gewesen sein? Ich halte sie für Spanier oder Italiener. Mit der Alten habe ich mich gestern Abend bis halb elf recht gut unterhalten. So hat mich das Unglück gebessert! — Aber wie siehts mit Paris aus? Ich meine wir hätten seit vier Wochen nicht davon gesprochen. Und jetzt genug. Der Kopf ist mir ganz schwindlich von dem Paris oder nicht Paris. Kurz, ich bin es satt. Adieu, mein Engel und mein Teufel. Mittag bei Tische wird Bresche geschossen und dann Sturm gelaufen.

Fünfundvierzigster Brief.

Montreux, den 19. Oktober 1833.

. Uebrigens, ein Narr, wer jetzt spart. Es kann kommen, daß wir in zwei Jahren alle Bettler sind. Das kommt gewiß, früher oder später. Alle meine Prophezeihungen, die ich schriftlich oder mündlich je gemacht, hat Byron auch geäußert, schon vor fünfzehn Jahren. In seinen Briefen sagt er wörtlich: „Ihr wißt nicht was vorgeht. Es wird ein Krieg der Menschen gegen die Könige. Das Blut wird fließen in Strömen, die Thränen werden regnen.“ Man lacht uns Propheten aus, weil die Erfüllung nicht so schnell folgt, als der

Donner auf den Blitz. Aber was ist der Prophetengeist? Er sieht durch ein Perspektiv das Entfernte als nah; freilich, aber was nicht da ist, kann er nicht sehen. Und der Sturm ist nicht fern. Was täglich kommen kann, ist immer nah und dauerte es noch zwanzig Jahre. Das hängt vom Zufall ab. Kurz, wir werden Bettler werden. O welche schöne Bettlerwirthschaft! Wir stellen uns blind, lagern uns auf dem Boulevard italien und stecken Thun einen hölzernen Teller in das Maul. Ich besitze noch ein hölzernes Schüsselchen aus Lauterbrun, das paßt ihm gerade.

Ich lese jetzt Byron's Leben von Moore. Welch ein Riese! Ich und Heine, wenn wir erst ausgewachsen, sind zwei Hühneraugen auf seiner rechten und linken kleinen Zehe. Ich gebe Heine den rechten Fuß und in dem Buche ist nur der Abfall seines Geistes, aber Späne genug, das Herz einen ganzen Winter zu heizen. Wie süß und wie stark zugleich, er donnert auf der Flöte.

Welche Gefühle müssen es sein, die Byron zu schildern verzweifelte, und die er in seiner Wuth und Ohnmacht nur auf den Boden spie! Mag Oesterreich meinen Haß und meine Verachtung ertragen; aber Byron's? Das ist die Posaune des jüngsten Gerichts, und weder Jarke noch Heine werden diese Donnerstimme übergimpeln. . . . Ist das genug für die vier Prozent, die ich an meinen Metalliques verliere? Aber ich habe Vorrath für einen ganzen österreichischen Bankerott.

Wissen Sie, warum Heine den Schlegel haßt? Das hat er mir selbst gesagt. Vor einigen Jahren habe Einmal Schlegel bei der Kurfürstin von Hessen gespeist, wo diese ihn gefragt, was er von Heine halte? Schlegel erwiderte: daß er ihn nie gelesen, gar nichts von ihm wisse. Das ist's. Die Eitelkeit ist Heine's Bandwurm. Mit weniger Kopf und mehr Herz, wäre er ein vollkommenes Weib. Wie begierig bin ich auf seinen zweiten Theil; aber in der fran-

zösischen Schweiz ist kein deutsches Buch zu sehen.

Das Wetter ist jetzt schlecht, es regnet alle Nächte durch. Seit drei Tagen konnte ich nicht spazieren gehen. Aber die Gegend hat auch in dieser Witterung einen unbeschreiblichen Reiz. Die ganze Reihe der Savoyer Alpen, die mein Fenster wie ein Rahmen einschließt, sind mit Schnee bedeckt. Seitdem treten die Thäler hervor, die sonst der Schatten bedeckte und ich sehe in die Gebirge hinein. Es ist zauberhaft schön. Das Spiel der Wolken und des Nebels kann mich Stundenlang beschäftigen; sie haften nicht lange weder an den Bergen, noch auf dem Wasser. Das ist ein Vorzug des Genfersees vor dem Züricher.

Ich habe Ihnen doch schon von den zwei englischen Schwestern geschrieben, die hier im Hause wohnen? Die Jüngere ist schöner als sie mir anfänglich erschien und war schon einmal auf meinem Zimmer. Hem! Sollten Sie nun denken

— aber im völligen Ernste — daß sie mir zu verstehen gegeben, ich solle sie heirathen, nämlich die Cine! Ich wäre zu bedauern, so allein, ich sollte mir eine Compagne wählen! Und sie haben den Plan mit mir in meinem Wagen nach Paris zu reisen! Dieser verführerische Wagen hat ihnen das Herz gebrochen! Und ich Unglückseliger jammere, daß ich so gar nicht mehr prellbar bin. Nicht um eine Birne. Sie lesen italienische Bücher und scheinen doch gar keine Bildung zu haben. Die jüngere, meine Braut, spielt Guitarre und singt, wollte sich aber nicht vor mir hören lassen. Einmal jodelte sie ein paar Noten. Eine himmlische Stimme! Sind sie Italiener? Schauspieler? Aber schon viele Jahre reisen und leben sie auf englische Weise. Ich kann nicht klug daraus werden. Sie scheinen nicht viel zu haben, kleiden und betragen sich auf Komödiantenart. Aber langweilig! Zehn Bände Humor gehen verloren, daß kein vierter dabei ist, der es mit ansieht

und es verspottet, wie ich mit diesen zwei Damen lebe. Ich zwei Weibsteute in meinem Wagen mit nach Paris nehmen! Schande — sehe ich denn so dumm aus? O welchen Gefahren ist ein unerfahrener Jüngling ausgesetzt! — Von Bulwer lese ich jetzt gerade ein Buch **England and the English**. Sehr lehrreich. Ich lese es wie ein Schüler, langsam zur Uebung.

Also Sie schreiben mir bis weiteres nach Lausanne, wohin ich übermorgen gehe. Das ist schon der achte Brief diesen Monat, von dem erst zwei Drittheil vorüber sind. Und eine merkwürdige Correspondenz. Wasser zur Papiermühle; ich wüßte nicht was sonst. Der Teufel hole das Brieffschreiben. — Hier bekomme ich nur zweimal wöchentlich eine kleine Zeitung von Lausanne zu lesen, in der nichts steht. Seit dem verflossenen Dienstag kann die Welt untergegangen sein und ich weiß es nicht. In so einer fürchterlichen Lage war ich noch nie. Ich muß eilen nach Lausanne zu kommen. Adieu.

Sechsendvierzigster Brief.

Lausanne, den 23. Oktober 1833.

Seit vorgestern bin ich hier. Ihren Brief Nr. 16. erwischte ich glücklich noch in Bevan bei meiner Durchreise, als man ihn gerade nach Montreux schicken wollte und das Wort schon naß darauf stand. Das machte mir große Freude und noch größere aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie noch dumm, das heißt gesund sind. Wegen Geld habe ich mich schon geäußert. Geht es nicht, so ziehen wir in einen kleinen Ort in der Nähe von Paris. Soll ich ein *juste-milieu* werden? Das trägt viel ein, man kömmt aber ins *Ginem* *). Dem *** könnte ich den Tag

*) *Ginem* (hebräisch) die Hölle. u. d. S.

fast angeben, an dem er in Dienste der französischen Regierung getreten. S . . . der auch das Spiel treibt hat ihn verführt. Ich wollte das alle noch verzeihen, wenn S . . . blos der französischen Regierung diene. Diese interessirt sich mehr für Sachen als Personen, und erfährt sie auch durch Verrätherei etwas Persönliches, so kann sie doch den Personen, wenn sie unschuldig sind, nicht beikommen, weil Preßfreiheit und öffentliche Gerichtsbarkeit sie schützen. S . . . spionirt aber auch für deutsche Regierungen, und dadurch kann er die unschuldigsten Personen ins Verderben stürzen.

Montreur habe ich mit wahrer Wehmuth verlassen. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Gegend anlächelte; als liebte sie mich. Es gibt wohl schönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer schönere gesehen, aber so reizend keine. Es ist ja mit Landschaften wie mit Weibern, die schönsten sind nicht immer die reizendsten. — Wenn Sie nicht nach Paris wollen,

kommen Sie doch nach Lausanne. Mit Ihnen blieb ich sehr gern hier. Ich habe ein Logis, wie wir es gerade brauchen. Zwei Zimmer gehen nach der Straße, und der Saal mit dem dritten Zimmer nach dem See. Diese Aussicht aus seiner Wohnung hat höchstens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa, außer ich. Es ist unbeschreiblich schön.

Donnerstag, den 24. Oktober
Fürchten Sie übrigens gar nicht, daß es mir Verdruß machen würde, wenn die Briefe nicht gedruckt würden. Ich weiß einer Widerwärtigkeit ihre gute Seite abzugewinnen, und ich habe für den Fall des Nichterscheinens der Briefe schon einen Trost und einen Ersatz im Vorrathe. — Was ich gestern über Lausanne geschrieben und Ihnen vorgeschlagen, wiederhole ich. Ich halte aber Paris Ihren Nerven (Sie nennen es Stimmung) am zuträglichsten. Es ist erschrecklich mit den Weibern, ihren Nerven und

Dummheiten. Ich war verfloffenen Sommer viel schlimmer genervt als Sie; aber weil ich ein Mann bin und Verstand habe, wußte ich das zu deuten, und jetzt ist's vorüber. Sie aber zappeln in Ihren Nerven wie eine Fliege im Spinnweben. Und doch haben Sie seit so vielen Jahren die *** unter den Augen, eine wahre vollständige Klinik, den Einfluß der Nerven auf den armen schwachen Verstand einer Frau zu studiren, und doch haben Sie nichts gelernt. Nichts kömmt mir komischer vor, als daß sich die Natur so viel unnöthige Mühe gibt, den Verstand einer Frau zu verwirren — ein Orkan um ein rothes Weihnachtskerzchen auszublasen. — Die Sonne liegt so warm auf meinem Fenster, daß ich das Feuer im Kamin auslöschten mußte. Ich mache täglich einen Spaziergang nach Duchy. Der ganze Hügel, der von der Stadt sanft ab an den See führt, ist mit Landhäusern bedeckt. Heute Abend bin ich bei Monnard zum Thee eingeladen.

Siebenundvierzigster Brief.

Lausanne, den 27. Oktober 1833.

Ich habe wieder Neue, daß ich Ihnen die Neue bewilligt, und ich nehme sie zurück. Sie haben mir versprochen nach Paris zu kommen und jetzt müssen Sie Wort halten. O wie freue ich mich! — Das Wetter ist auch hier wie im Sommer. Aller Schnee von den Bergen ist wieder geschmolzen. Hätte ich das vorher sehen können, wäre ich noch länger in Montreux geblieben, von wo mich nur das schlechte Wetter verjagt hat. Aber die Gegend ist auch hier herrlich. Vorgestern brachte ich in einer Soiree zu, das heißt von acht bis zehn. Punkt zehn eilt alles

nach Haus. Aber eine Tochter hat M., eine Tochter! Sie verdiente Königin von Montreux zu sein. Also die Pariser Frage wäre entschieden. Das war aber auch eine Conferenz, mühsamer als die Londoner. Aber ich Talleyrand! Der arme Conrad wird erschrecken, wenn er es hört. Auch Winters keine Ruhe! wird er seufzen. Doch gönne ich ihm sein herbes Schicksal. Seit einigen Tagen, daß ich auf meinem Zimmer esse, ist mein alter Haß gegen ihn wiedergekehrt, der immer eintrifft, so oft ich zu Hause esse. Frage ich ihn dann, was ist da? antwortet er: ein Hühnchen, und dieses Hühnchen spricht er mit einer Syrupsfüßigkeit aus, daß mir jedesmal übel davon wird. Sonst bin ich mit ihm zufrieden. Aber noch mehr mit Thun. Was dieser Jüngling lebhaften Sinn für schöne Natur hat, davon haben Sie keine Vorstellung. Den ganzen Tag sitzt er draußen auf dem Fenstergesimse und schaut nach dem See hinunter. So oft auf unsern Spaziergängen Mauern

oder Hecken die Aussicht versperren, springt er hinauf oder hinüber, um freie Aussicht zu haben. Aber erschrecklich feige ist er. Besonders fürchtet er sich vor Wasserfällen, und ich konnte ihn nie bewegen, sich einem zu nähern, um zu saufen. Ich bin willens, ihn auf ein Jahr hier in Pension zu geben, daß er französisch lerne.

Mittwoch, den 30. Oktober. — Ich reise künftigen Montag den vierten November nach Paris ab. . Ich werde mir keine Briefforgen machen, Sie sollen es aber auch nicht. Ich sah einmal zwei betrunkene Kerls, die nicht stehen und gehen konnten. Einer sagte lachend und spottend zum Andern: komme her, laß dich führen, du kannst ja nicht gehen. So spaßhaft kommt es mir vor, wenn Sie gegen meine unnöthige Briefe=Angst predigen. Sie sind eifersüchtig auf meine schwarzen Damen, und Sie werden alle schwarz finden, auf die Sie eifersüchtig sind. Das ist in der Ordnung. Ich weiß nicht, wo sie jetzt sind. Sie reisen von

hier nach Paris in Miethwagen. — Also Sie kommen. Schon der Thun allein wird Sie für Ihre edle That belohnen. Es ist merkwürdig was das für ein Mensch ist! Er steht und geht auf den Hinterfüßen und fängt Fliegen. Denken Sie, welch eine Wohlthat das für den Sommer ist. Kurz, Sie werden überrascht werden. Dieser Winter in Paris wird äußerst brillant werden. Mon auguste ami der König von Belgien ist dort. Den ersten März beginnt die Gemälde-, den ersten Mai die Industrie-Ausstellung. In der großen Oper wird Don Juan zum Erstenmale aufgeführt. Wir geben *déjeuners jeunants*; meine Erfindung. Und jetzt vernünftig gesprochen. . Ich reise also den vierten von hier ab. Ich mache nicht den geraden Weg, der von hier über Orbe und Pontarlier nach Dijon geht, sondern einen Umweg über Gleh, Bourg, Maçon, Chalons nach Dijon. Ich habe mich dazu entschlossen, weil der erste und kürzere Weg über das rauhe, sehr hohe,

Kalte und dabei langweilige Jura=Gebirge führt. Bis nach Dijon hat man nur Berge. Der andere Weg aber ist schöner, bequemer, und da sehe ich einen Theil des südlichen Frankreichs. . Das Wetter ist herrlich. Jetzt Adieu!

Achtundvierzigster Brief.

Collonge in Frankreich, drei und ein halb Meilen von Genf.

Montag Abend, den 4. November 1833.

Vive le Roi!

Heute Morgen verließ ich Lausanne. Ich kam gar nicht durch Genf, sondern ließ es seitwärts liegen und fuhr nahe dabei ab hierher, wo ich übernachtete. . Schade um das schöne Papier! Gibt es denn eine einfältigere Correspondenz als unsere? Ich schreibe nach Frankfurt, und wenn Sie nach Paris reisen, findet Sie dieser Brief nicht mehr in Frankfurt. . . Kurz, so eine dumme Briefstellerei gibt es nicht mehr. Ich will auch nicht länger ein Narr sein und

gleich schließen. Von Dijon schreibe ich Ihnen
wieder. Adieu.

Roi ne puis
Prince ne daigne
Börne je suis.

**Bermischte Auffätze und
Aphorismen.**

Die Polen in der Schweiz.

Wem für die Freiheit das Herz alt werden konnte, der hatte sie auch in seiner Jugend nicht geliebt mit der wahren Liebe.

Im Canton Aargau fielen seit der Emancipation des Volkes aus der Gewalt der Aristokratie häufige Brandstiftungen vor. Jetzt hat man einen katholischen Priester als Urheber dieser Verbrechen entdeckt. Auch in Basellandschaft fallen Straßenräubereien und Morde vor, und die Aristokraten der Stadt Basel auch, predigen frohlockend: Seht das sind die Folgen der wilden Freiheit!

Ich fürchte es nicht — doch sollte sein, daß euer Edelmuth nicht ausreiche zu einem edlen Entschlusse, dann möge euer Verstand ergänzen was euerm Herzen fehlt. Seid klug, könnt Ihr nicht menschlich sein. Bedenkt euern Vortheil, bedenkt die Zukunft, die schon an die Pforte der Gegenwart pocht. Die Tyrannei ist alt und die Freiheit ist jung. Die Völker überleben ihre Fürsten und erben sie. Mögen sie in der Verlassenschaft ihrer Tyrannen keine Kränkung an euch zu rächen finden. Das Böse, was alle Völker Europens sich wechselseitig einander angethan, werden sie sich verzeihen, denn sie waren nur blinde Werkzeuge in den Händen ihrer Unterdrücker. Aber Ihr habt keinen Fürsten, das Schlechte was bei Euch geschieht, habt Ihr, das Volk gethan. Und was schützt Euch dann gegen gerechte Vergeltung? Euere Berge waren hoch genug, euere Arme stark genug, euch gegen die feilen Söldnerheere der Tyrannen zu schützen; aber im Kampfe freien Völkern gegenüber, seid Ihr ein winzig kleiner Haufe.

Wenn Ihr glaubt, es sei gefahrloser die Menschlichkeit als die Fürsten zu beleidigen, täuscht Ihr euch. Dem einzelnen Menschen bringt seine Tugend oft den Untergang; einem Volke ist das Recht Schild und Schwert. Werdet Ihr ihm untreu, um zu klügeln, und liebäugelt mit der monarchischen Diplomatif, und laßt Euch von ihren Buhlerkünsten umstricken, dann wird Euch der jämmerlichste Wicht von Legationssekretär überlisten, und Ihr werdet der Spott Eurer Feinde. Dann, in Eurer jammervollen Lage werdet Ihr Euch an einen eurer alten Aristokraten wenden, der die Livree irgend eines Fürsten trägt, und werdet ihm die Hände küssen, daß er Euch mit seinem blauen Bändchen, seinem Französisch, seinen Bücklingen und seinen Pfiffen aus eurer Noth helfe.

Seid auf euerer Hut, vergeßt Oesterreich nicht, das nie vergessende. Für Oesterreich gibt es keine Vergangenheit. In seinem Grauen vor der Zukunft möchte es jede Gegenwart zer-

stören, welche der Zukunft als Brücke dienen könnte herüberzukommen. Die Vergangenheit, selbst die fernste, liegt ihm nur im Scheintode, und nicht ein halbes Jahrtausend vermochte seine Geduld zu ermüden, bei der ohnmächtigen zu wachen; bis sie wieder zum Leben komme. Seht euch vor Schweizer! In der Wiener Staatskanzlei liegt noch kein Staub auf den Akten Guerers Empörung, Gefler schreit noch immer um Rache, und Ihr habt gar manchen unter euch, dem gelüftete österreichischer Landvogt zu werden.

Die Erde ist Gottes Haus, keines Menschen. — Stark ist jedes Volk, das die Stärke hat seiner Größe. Es gibt schwache Männer und starke Kinder. —

Der Polen Betragen in Frankreich. Erst jetzt klagt die französische Regierung; aber die Polen zeigten sich gleich anfänglich wie jetzt. Doch damals war die Regierung noch nicht stark oder fest genug, der Sympathie des französischen Volks entgegenzutreten.

Die Schweiz fürchtet sich vor dem deutschen Bund, der sich vor drei Polen fürchtet!

Polen nicht arbeiten — „Gastrecht verletzt.“ Das Land ist dem Volke nicht den Regierungen — Asyl betteln. Kein ächter Mann bettelt so wenig um Freiheit als um Brod. Er weiß das Eine und das Andere zu erwerben und weiß zu sterben. —

Die Freiheit verfolgt man in den Polen zum Schrecken aller Völker. Man will das Volk verächtlich machen überall, zeigen wie es seine Bertheidiger verlasse, wie nur Regierungen ihr geleistete Dienste zu belohnen wissen.

Ein Recht bleibt dem Unglücklichen: Das Recht zu leben, das kein Tyrann rauben kann. Mögen die Schweizer dies Recht nicht vergeuden, durch die Behandlung der Polen, das einzige, das Ihnen noch bleibt. —

Der Himmel ist ein freies Dach.

Der Schweizerbote (Zschokke) „Die Schweiz und ihre Nachbarmächte“ — jammert, daß die Trümmer der alten Aristokratenfaktion ihr Vaterland durch Verläumdungen, Korrespondenzen, öffentliche Blätter anschwärzen. „Die Polen, indem sie das in der Schweiz genossene Zufluchtsrecht mißbrauchten, haben den Genuß dieses Rechts verwirkt. Wer von seinen Feinden verfolgt, sich in mein Haus rettet, aber von hier aus der ihm gewährten Sicherheit, seine Gegner mit Schmähungen und Steinwürfen angreift, verletzt das Gastrecht. Ich soll gegen ihn mein Hausrecht gebrauchen.“ — Eifert gegen die Aristokraten und dann gegen die „Bewegungsparthei“ gegen die „radicalen“ Blätter. — „Darin werden ohne Scheu auswärtige Fürsten und Regierungen verhöhnt und beschimpft.“ Sind sie denn so mächtig die Nachbarstaaten der Schweiz, die ganz gewaltig drohenden? Nein. So poltert die Feigheit, daß man das Herzklopfen ihrer Angst nicht ver-

nehme. So laut droht die Schwäche, um ihre Ohnmacht zu bedecken. Das bißchen Macht, das langer Mißbrauch der Macht ihnen noch übrig gelassen, ist ihnen kaum genug, ihr sieches Dasein zu tragen, und sich fortzuschleppen zum nahen Untergange. Ist etwa Oesterreich mächtig, das die vier Millionen seiner Lombarden von hundert tausend Bajonnetten und zehn tausend Spionen bewachen läßt? Das, sobald die Sonne untergeht, seine Lunten anzündet und mit Kanonen durch die Straßen Mailands patrouillirt? Das, sobald der Morgen graut, seine Tyroler auf die Stadthürme pflanzt, dort mit ihren scharfen Augen umherzuschauen, ob von dem Lande der Aufruhr nahe? Oder ist der König von Sardinien mächtig, der in dem Gequäcke der Frösche von Savoyen Empörungsgeschrei vernimmt, Sumpflichter für Wachtfeuer ansieht, und gegen nackte Fischerbuben seine wohlbewaffnete Reiterei ausschickt? Oder ist der König von Baiern mächtig, der seinen

Thron für gefährdet hält, so lange noch ein einziger ehrlicher Mann im Lande außer dem Kerker lebt; der sich so staatsweise zeigte, die Schlachtopfer seiner Tyrannei und das Murren dieser Schlachtopfer aus allen entfernten Provinzen, in München zu vereinigen, damit das Concert der Jammernden, recht vernehmbar, recht vollständig werde, und dem es so gelang, das Bier in den Adern seiner Altbaiern in wirkliches Menschenblut zu verwandeln? Oder ist der Großherzog von Baden mächtig, der Furcht vor der Schweiz und Unzufriedenheit mit ihr nur heuchelt, um einen Vorwand zu haben, sein Oberland mit Truppen zu bedecken, dessen Bevölkerung durch das preussische Mauthsystem zur Empörung gebracht werden könnte? Die Feindschaft aller dieser Mächte habt Ihr nicht zu fürchten, seid nur vorsichtig mit der Freundschaft Louis Philipps..

Begreift Ihr denn nicht, wie es den Witz der Tyrannei kizeln muß, die Schweizer, welche zuerst das Fürstenjoch abgeworfen, mit den Polen, die es zuletzt versucht, zusammenzuketten, und die Wiege der Freiheit zu ihrem Sarge zu machen? Polen in der Schweiz begraben — wahrlich das ist ein Spaß, bei dem alle Hofmarschälle Europens aufjauchzen!

Dünkt Euch das Loos fürstlicher Unterthanen, alles Mark des Landes in die Hofküche zu bringen, so beneidenswerth; gelüstet Euch nach einer Civilliste, soll euer Volk lernen: die Fütterung eines Fürsten und seiner Gefellen sei „die erste und heiligste aller Staatsausgaben;“ denkt Ihr so — dann, Ihr Machthaber der Schweiz, verjagt nur alle Flüchtlinge, die Schutz bei Euch gesucht, liefert sie ihren Henkern aus — die Hofküche, der Fürst, die Civilliste, werden bald über Euch herkommen. Jeder Verstoßene

läßt euch einen Fluch zurück und der Same wird Wurzel fassen. Der Himmel auch hat seine Gesandten unter Euch, die ihm alles berichten, was Ihr thut, was Ihr vorhabt, und wenn Gott, der Euch ein halbes Jahrtausend beschützte, die diplomatischen Verhältnisse mit Euch abbricht: das könnte noch gefährlicher werden als die Rückberufung des Oesterreichischen Gesandten.

Wollt Ihr Menschlichkeit und Staatsklugheit zugleich üben, wollt Ihr eines der heiligen Gebote des Völkerrechts erfüllen, dann gibt es ganz andere Fremdlinge in Eurem Lande, die Ihr verstoßen solltet. Und diese jagt Ihr nicht ins Verderben, Ihr treibt sie ihrem Glücke zu, denn in allen Königreichen der Welt finden sie die herzlichste Umarmung, den reichlichsten Lohn, das gedeihlichste Fortkommen. Das sind die Spione, die Euere reine Bergluft ver-

pesten, die das Straßenpflaster von Genf, von Bern, Zürich, Basel, Freiburg, Chur, Martigny, Luzern beschmutzen; die Ewige Schweizertreue zu vergiften, Ewige Beamten zu verführen suchen, die Bürger gegen Obrigkeit, Obrigkeit gegen Bürger, Stadt gegen Land, Land gegen Stadt aufwiegeln; die Ewige Häuser anzünden, Mord und Straßenraub anzetteln, um was der Uebermuth der Tyrannei begangen, dem Uebermuth der zügellosen Freiheit aufzubürden. Die verjagt aus Euerm Lande! Und Ihr möget sie sehr leicht erkennen, wenn Ihr wollt; denn sie tragen Alle ein Rainszeichen auf der Stirne. Habet nur das Herz zu zeigen, daß Ihr sie erkannt.

Baiern in seinen Zeitungsmanifesten droht der Schweiz mit der Rache der deutschen Regierungen, weil diese in Schweizer Tagesblättern gelästert würden. Der Hanswurst der heiligen

Allianz, den man auf ein Gerüst vor der Bude des Wiener Congresses gestellt, den Aristokraten-Pöbel auf der Gasse zu belustigen, ehe die Comödie anfängt — er verschmäht es, gleich seinen Prinzipalen, die Schweiz von Ueberraschung zu Ueberraschung, von Verwicklung zu Verwicklung, von Nachgiebigkeit zum Nachgeben, von Nachgeben zur völligen Unterwerfung sachte zu führen: er spielt gleich den Ausgang des Stücks und fordert blinden Gehorsam auf Einmal. Die großen Mächte verlangen die Vertreibung der politischen Flüchtlinge, Baiern fordert die Unterdrückung der Pressfreiheit.

Wie viele von den reichen und angesehenen Familien, die aus Deutschland nach Amerika auswandern, würden die Schweiz zu ihrem neuen Vaterlande wählen, wenn sie nicht besorgt wären, die Pest des deutschen Fürstenbundes möchte sich auch dorthin verbreiten.

Spaziergänge eines Wiener Poeten *).

Jupiters Blitze von der Hand einer Grazie umhergestreut. — Nie hat mich ein Buch so gerührt wie diese Spaziergänge eines Wiener Poeten. Wir Andern in allen Städten und Ländern klagen auch; aber wir klagen doch nicht allein. Es klagen viele mit uns. Tausend Gleichgültige gehen vorüber, und reichen uns keine Hand; aber sie gehen doch vorüber. Sie verstehen uns nicht; aber sie mißverstehen, sie hören uns doch. Berge ringsumher schallen unsern Weheruf zurück. Aber dieser trauernde

*) Geschrieben in Paris 1832.

Mensch auf einer menschenleeren Insel ausgeworfen, allein athmend in einer leblosen Welt, rings umher eine Wasserwüste, kein Echo für seinen Schmerz, unter sich das nahe Grab und über sich nur der ferne Gott — es ist etwas darin, das den tiefsten Grund meiner Seele bewegt, zu dem noch kein Gefühl hinab gereicht. Dieses Buch hat die stillen Schauer in mir aufgeregt, die, seit ich Bürger geworden, durch alle meine Nerven rieselten, so oft ich das Wort Desterreich hörte. Wahrlich ich komme mir vor wie das possierlich kleine Männlein, das in dem herrlichen Gedichte: Warum? sich auf der Sprache garbenreichem unermessenem Erntefeld, ein einziges goldenes Körnlein liebend auserwählt; das Männerwort: Warum? So oft ich erfuhr, was man in Desterreich thut und duldet, frug ich leise, lispelnd, stille vor mich hin, seufzt ich: Warum? Warum? Fiele ich in Lissabon als Schlachtopfer unter tausend Schlachtopfern,

nun, da sehe ich doch einen Tyrannen, der Lust hat an unserm Schmerze, einen Tiger der unser Blut trinkt. Ich weiß warum. Aber in Oesterreich ist Tyrannei und ich sehe keinen Tyrannen; Unterdrückung und ich sehe keinen Unterdrücker; des Lebens kostbarste Güter werden geraubt und ich sehe keinen Räuber, der sie genießt, der sie auch nur vergeudet. Warum? Knecht ist alles. Knecht ist der Kaiser, wie der gemeine Soldat; Knecht der Minister, wie der niedrigste Schreiber; Knecht ist der Unterthan und Knecht ist das Gesetz. Wo ist der Herr? Mauer um Mauer gezogen, eine Mauer beschützt die andere — und warum? Was wird denn endlich beschützt? Ein ungeheures Gebäude aufgerichtet, worin die Menschen, die es bewohnen sollen mit eingemauert, als Caryatiden, als Säulen, Decke und Gewölbe tragend — warum? wer soll denn das Haus bewohnen? Des Lebens längste Dauer, zu des Lebens höchsten Zweck zu machen, die frischesten saftigsten Völker der Erde, vom Baume

der Geschichte pflücken, sie in Essig einmachen, die Luft von ihnen abhaltend, sie Jahrhundert nach Jahrhundert bewahrend — warum? Wer endlich wird denn das genießen? Wenn Oesterreich hundert tausend Jahre steht, hat es mehr gelebt als Athen, Pisa, Florenz in einem einzigen Jahrhundert? Und daß es Menschen gibt, die das bewundern können! Wenn rings um Oesterreich alle Länder beben, alle Völker übereinanderstürzen, alle Throne wanken — doch Oesterreich steht fest — dann frohlocken seine Staatsmänner: Seht! bei uns ist Ruhe, Friede, Ordnung; was habt ihr gewonnen bei eurem rastlosen Streben? Gerechter Gott! So kann jeder Grabstein spotten! „Du Mensch unter mir mit deiner stolzen Brust, mit deinem glühenden Herzen, was bist du jetzt? Staub, Asche, Nichts. Als du lebstest, hast du mich mit Füßen getreten, schnell war dein Dasein und ich stehe noch immer, und laste auf dir!“ Er steht noch der Grabstein, er hat den Menschen überdauert;

aber lebt er, hat er je gelebt? Heißt das Leben einen Raum einnehmen, ist das Bewegung so viele Luft verdrängen? Und dauerte Oesterreich noch Millionen Jahre, ein Erdbeben wirft es doch endlich um. Und widerstände es allen Erschütterungen, so verwittert es endlich doch. Wo zu war es dagewesen? Und darum ein Volk zum Steine machen, daß es als Grabstein übergestorbene Völker prange! Es ist ein furchtbares Natur=Geheimniß in diesem österreichischen Staate, das ich nie ergründen werde. Einen ähnlichen Staat hatte die Geschichte früher: Sparta; aber weil Sparta die Tyrannei noch besser verstand als Oesterreich, war seine Tyrannei minder schrecklich. In Sparta wurde keine Neigung, keine Kraft des Menschen unterdrückt; sie durften sich alle frei entwickeln. Aber der Staat verstand sie alle zu bändigen, und sie mußten ihm alle dienen. Doch Oesterreich versteht von den tausend Kräften und Neigungen seiner Bürger nur Hundert zu be=

zähmen, und die andern hunderte, die wider=spenstig sind und die es nicht beherrschen kann — schlägt es todt.

Sein einziger Trost in diesem feuchten dunkeln Kerker, daß es ihm an guten Sohlen nicht fehle, dem Drucke der Luft zu entlaufen, auf Feld und Berg.

Rettung *).

Es war im Mai, an einem jener schönen Tage, wo der Mensch und die Natur ihre Schwüre wechseln, und die geschmückte Braut uns mit tausend Reizen umschlingt, und die Sorgen von der Stirne, den Kummer aus dem Herzen schmeichelt, und unsere Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt und mit Blumen unsere Zukunft. Jeder Athemzug ist ein Kuß, zurückgegeben vom Balsamhauch der Luft. Der Himmel regnet sein Licht herab, und die warmen goldnen Tropfen fallen von den Bäumen auf die Erde nieder, und tausend Gräser und

*) Geschrieben in Autueil 1834.

Würmchen, tausend Käfer und Blumen laben sich daran.

Ich saß unter einer Eiche im Gehölze von Boulogne. Der alte Baum, ein erfahrener, geschwägiger Nestor, sagte mir viele weise Dinge, und erzählte mir viele traurige und lustige Geschichten von andern Menschen, die zu seinen Füßen gelegen, geliebt und gescherzt, geweint und gesungen, und von einem Betteljungen, der in seinem Schatten jauchzend einen gefundenen Pfefferkuchen verzehrt, und dann König geworden, und sorgenvoll von goldnen Schüsseln gespeist. Ich horchte der Weisheit und der Erfahrung. Aber die Nachtigall im Gebüsch spottete bald mit ihren blühenden Liedern die welke Vergangenheit fort, und ich verließ die Weisheit und die Erfahrung, und folgte der Schönheit und der Hoffnung.

Kinder mit rosenlächelndem Gesichte spielten in meiner Nähe zu den Füßen ihrer Mutter, Wanderlehrlinge, und so oft sie ihre kleinen

Schritte schwankten, war es wie Blumen, die der Wind bewegt.

Jetzt jagten schöne stolze Frauen auf muthigen Pferden von huldigenden Männern begleitet durch den Wald. Reitet schnell, denn die Freude ist noch schneller als das Pferd; bald überholt sie euch!

Aber ein altes dürftiges Weib sah den Reitern mit ihren angelaufenen gläsernen Augen nach und seufzte. Sie saß auf einem Erdhügel vor dem großen Kamine des Frühlings, in dem die Sonne brennt — seit sechs Monaten das erste Feuer, das sie nicht mit Hunger bezahlt. Ach! so lange die armen Leute ihren Frost stillen, schreit ihr Hunger; sie verbrennen Brod, die armen Leute! Muß denn das so sein?

Muß denn das so sein? . . . Ich hob das Buch von der Erde auf, das meinen Händen entfallen war, ein neues Buch, erst an diesem Tage erschienen, das man mir aus der Stadt geschickt. Und indem ich beschäftigt war, seine

Blätter aufzuschneiden, kam mir etwas in den Sinn, das zugleich lächerlich und traurig war. So sitzt der Mensch auf der Erde, mit dem Buche des Schicksals in seinen Händen, das am ersten Tage der Schöpfung schon geschrieben war. Und der Mensch trennt dessen zusammengefaltete Blätter und liest darin, und jede Seite ist ihm ein Jahr, jeder Band ein Jahrhundert, und was er gelesen, ist seine Vergangenheit, was noch nicht, seine Zukunft. Und lesen nennt er leben, und das Buch glaubt er selbst geschrieben, die Geschichten darin selbst gethan zu haben; und er ist stolz, und dünkt sich groß, und dünkt sich weise, weil er — lesen gelernt. Es wäre kindisch; aber ach! das Buch ist mit Blut geschrieben, und das Schneidmesser ein Schwert, und der Mensch ist ein Teufel. Wie gütig ist die Natur, wie kurz ihr Zorn, wie schnell ihre Verzeihung! Und sie zürnt nur um ihre Liebe zu würzen. Wie bald schmilzt ihr rauher Frost in den Thauthränen

des Frühlings hin! Es sind wenige Tage, da stürmte noch der Himmel und fuhr die Menschen hart an; und jetzt lächelt er ihm wieder und bittet dem Menschen alle Kränkungen ab die er — von ihm empfangen!

Aber der Mensch! Wann kommt der Mat der Völker? Hier zürnt ein König schon viele Tage, und immer düsterer wird der Himmel, immer nächtlicher der Tag dieses Landes. Dort geifern erboste Fürsten schon fünf Jahreszeiten, und sie drohen immer noch, strafen immer noch nicht, froh ihrer schleichenden Rache, froh der langen Erwartung. Und sie wezen immer noch ihren Haß, und finden ihn immer noch nicht scharf genug.

Der Himmel, auch wenn sein Herz erkaltet, schneit seine leichten Flocken, eine nach der andern, auf die Erde nieder, daß er seinen Menschen nicht zu wehe thue; aber die Fürsten, diese Affen des großen Gottes, häufen tückisch Flocke auf Flocke, bis sie zur Lawine werden, dann

stürzen sie ihren Zorn herab, und Völker werden darunter begraben.

Wende deinen unschuldsvollen Blick von mir, du holdes Kind; ich kann nicht mehr lieben, noch nicht. Ihr Nachtigallen singt dem Scherfknaben; eure goldnen Töne finden keinen Widerklang in meinem Ohr; es horcht nach dem Donner der Schlacht. Säufelt mir keine Ruhe herab ihr Wipfel! Ich kann nicht rasten, ich habe keinen Frieden, so lang die Würger der Menschheit aufrecht stehen.

Dort auf der Landstraße kommen von St. Cloud her des Königs rothe Lanzenreiter. Staubwolken umwirbeln den langen Zug, und wenn durch eine geöffnete Wolke der rothe Schein der Röcke dringt, ist es wie der Blitz des Geschüzes durch Pulverdampf. Nebel und Blut, Trug und Gewalt!

Im Frühlinge werden alle Söldlinge in den Waffen geübt und gemustert. Die Fürsten wissen, es wird eine Zeit kommen, wo sie weder

hassen und morden — sie kennen ihr Herz. Königen blüht kein Frühling, ihnen singt keine Nachtigall, sie haben keine Kinder, sie haben nur Erben und Sklaven.

Wann kömmt der Mai der Völker? Wie lange noch wird ihr Winter dauern?

Ich verzweifle nie, zweifle selten. Nie lästerte ich, wie viele: es ist keine Hülfe! Nie fragte ich: wird Hülfe kommen? Aber ich fragte oft: woher kömmt uns Hülfe? Auf welchem Wege naht sie uns?

Und sie kam, die Hülfe, und der Weg ward mir gezeigt, auf dem sie nahte, und schon ihr fernes Licht erwärmte mich, und mein Herz jubelte Mai-trunken. Und ich küßte das Buch, das uns Gott gesandt: „**De La Mennais** Worte eines Glaubenden,“ und der Zeiten gedenkend und der Zeit vergessend, las ich das Buch zu Ende. Die Sonne sank, der Abend dämmerte, und je tiefer die Sonne sank, je höher stieg

meine Hoffnung, und je dunkler der Abend dämmerte, je heller ward es in mir.

Die Wehen der Zeit wurden immer stärker, und als es Noth war, daß ein Geburtshelfer käme, schickte ihn uns der Himmel.

Wahrlich, dieses Buch ist ein goldener Schlüssel, der tausend stillstehende Herzen in Bewegung setzen, tausend abgelaufenen Geistern wieder Leben geben wird. Und was edle Menschen geträumt, werden sie erwachend als wahr erkennen und es fassen. Und was gute Menschen geglaubt, wird ihnen zum Wissen, und mit Zahlen, Maas und Gewicht ihr bestimmtes, sicheres, zu schätzendes Eigenthum werden. Und das kalte, bleiche, todte Wissen der Schriftgelehrten wird sich aus seinem Buchsarge erheben, und von der Liebe angehaucht, zu Fleisch und Blut werden, und lebend unter den Lebendigen umherwandeln, und nicht länger als ein Gespenst die Unwissenheit und den Aberglauben erschrecken.

Gepriesen sei De La Mennais, der uns den Nervenlauf der menschlichen Leiden gezeigt, und den franken Völkern eine weise Lebensordnung vorgeschrieben. Gepriesen sei er, daß er uns die listigen Geheimnisse des großen Schachspiels aufgedeckt und das Volk belehrt, wie es nur eines leichten Griffes mit seiner breiten Hand bedürfe, das todte Königsspiel über den Haufen zu werfen, und dann auf befreiten Feldern Korn, Früchte und Blumen zu säen.

Jetzt faßt nur eure gewaltigen Beschlüsse, Ihr weisen Fürstenväthe in Wien! Mit der Vollmacht des Himmels in der Hand, werden wir mit euch rechten, und mit unserm Rechte in der Hand gegen euch kämpfen. Ihr habt des ersten und des zweiten Testaments gespottet, dieses dritten lacht ihr nicht.

Das aber wird das Schicksal dieses Buches sein, und so wird es kommen. Wenn sein Licht in die dunklen Gewölbe der Klöster, zwischen die Mauern der lichtkargen Kirchen, in die

Schlafzimmer der Fürsten und Staatsmänner dringt, werden die Fledermäuse und Eulen auf-flattern, und die schlafenden Völkerwächter wer-den erwachen und erboßt sein, daß man sie aus dem Schlafe geweckt. Dann werden sie nach ihren Nachtwächtern senden, daß sie das ruhe-störende Buch gefangen nehmen. Die Mächtigen und die Reichen, die das Buch gelesen, werden es verwünschen. Der Adel der Gelehrten wird es verspotten. Manchen unter den Gebildeten würde es gefallen, wäre nur keine Religion darin; aber mit etwas Glauben ist ihnen auch das kostbarste Wissen zu theuer bezahlt. Nach einiger Zeit wird man nicht von dem Buche sprechen und es vergessen. Und jetzt beginnt seine Wirkung. Es wird in das Volk bringen, sich unter dem Volke verbreiten, von Hütte zu Hütte, von Hand zu Hand. Und sein Wort wird von Mund zu Mund, seine Lehren von Ohr zu Ohr, sein Licht von Auge zu Auge wandern. Und Millionen werden erstaunen, daß

sie erst jetzt erkennen, was seit Jahrhunderten unter ihren Augen gewesen. Und Millionen werden erstaunen, daß sie erst jetzt bedenken, was sie schon längst gewußt. Und dann wird sich ein Herz an das andre, eine Hand an die andre fetten. Und die Kette wird immer länger und länger werden, bis das Volk seinen Riesenkreis geschlossen und Ihr umringt seid. Dann rettet nichts mehr: —

„Das Thier, das von Fleisch und Blut lebt.“
Und die Welt athmet frei.

Fragoletta.

— — — Ich habe in diesen Tagen das wunderlichste Buch von der Welt gelesen, einen Roman in Weingeist: *Fragoletta — Naples et Paris en 1799*. Es ist schon vor drei Jahren erschienen, in Deutschland bekannt genug, gewiß auch übersezt. Im ersten Theile wird der Krieg der Franzosen in Neapel geschildert, dann die Rückkehr des Königs, die Furie Caroline von Neapel, Nelson, die Hamilton, Schlachten, Mordgemezel, Banditen, Erdbeben, alle Schrecken der Menschen und der Natur. Der zweite Theil schildert Paris um die nämliche Zeit, seine Geschichte, Sitten und geselliges Leben. Es ist

alles mit Geist, Phantasie, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Besonders anziehend ist die Beschreibung eines Festes, das Duvrard auf seinem Landgute gab. Da sehen und hören wir: die Stael, Benjamin Constant, Talleyrand, die Recamier, alle ausgezeichnete Personen, die damals in Paris lebten. Und während des Festes kam die Nachricht, Buonaparte wäre von Aegypten zurückgekehrt. Diese Nachricht schlägt wie ein Blitz in die Luftbarkeit. Einer schleicht sich nach dem andern fort, nach Paris zu eilen. Duvrard selbst verschwindet zuerst. Tausend Kerzen, hundert Musiker, leuchten, spielen endlich nur den Wänden. Das alle ist aber nur die Landschaft, in der zwei Liebende spazieren gehen. Man höre und staune was das für Menschen sind! Der Held des Romans ist ein französischer Offizier Namens Hauteville. Den führt der Krieg nach Calabrien. Dort lernt er ein junges Frauenzimmer Fragoletta kennen, erst vierzehn Jahr alt, aber schon sehr entwickelt.

Eigentlich ist sie verheirathet, an einen alten und ehrwürdigen Mann, der in den politischen Stürmen sich das Recht eines Vaters auf sie erworben, nur um sie und ihr Vermögen besser schützen zu können. Er betrachtet und behandelt Fragoletta als sein Kind. Hauteville liebt sie bald, sie ihn auch. Der Alte vor seinem Tode legt die Hände der Liebenden in einander, und stirbt beruhigt, Fragoletta unter dem Schutze eines würdigen Mannes zu sehen. Diese ist jetzt unabhängig. Hauteville will heirathen, sie will aber nicht, ob sie ihn zwar liebt. Warum nicht? Es ist nicht klug daraus zu werden. Und hat man hundert junge Wittwen schon nein sagen hören, diesmal kann man es sich nicht erklären. Hauteville ist sehr unglücklich. Einige Zeit darauf kehrt Hauteville nach Paris zurück. Dort lebt seine Mutter und Schwester. Als er in das Zimmer tritt, sieht er — Fragoletta, aber in männlicher Kleidung. Er ist versteinert, zweifelt, fragt. Fragoletta lächelt und sagt:

es wundere ihn gar nicht, daß er ihn mit seiner Schwester verwechsle, sie wären sich so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden wären. Er kenne Hauteville's Verhältnisse zu seiner Schwester, er habe Briefe für ihn und sie lebe gegenwärtig in Wien. Adriani heißt Fragoletta's Bruder. Hauteville bemerkt bald, daß zwischen Adriani und seiner Schwester ein zärtliches Verhältniß Statt finde. Er und seine Mutter haben nichts dagegen. Adriani ist reich, vornehm, an die ersten Pariser Häuser empfohlen. Hauteville eilt nach Wien seine Fragoletta aufzusuchen. Dort angekommen findet er sie nicht mehr und reist nach Paris zurück. Da findet er trostlosen Jammer in seiner Familie. Adriani hatte seine Schwester verführt, entehrt, und darauf die Flucht genommen. Hauteville eilt dem Verführer nach bis Italien, kann ihn aber nicht finden. Aber seine Fragoletta findet er, sehr betrübt, sehr herabgekommen. Sie weiß warum er kömmt, redet ihm zu, sich in sein Schicksal

zu finden , mit Blutvergießen werde doch nichts abgewendet und gut gemacht. Hauteville sagt, er suche nicht Adrianis Blut, es ließe sich ja alles noch ausgleichen, wenn er die Ehre seiner Schwester herstellte, indem er sie heirathe. Er erneuert gegen Fragoletta seine alten Empfindungen für sie. Diese weist ihn ab. Er entdeckt endlich Adriani, macht ihm erst sanfte Vorstellungen, und da dieser taub dagegen bleibt, duelliren sie sich. Adriani stürzt und Hauteville verläßt Italien. Das Buch ist aus. Man merkt wohl es muß dahinter noch etwas stecken; aber das Wunderbare ist, daß der Held selbst dieses nie merkt und nie erfährt, was ihm das Schicksal für einen seltsamen Streich gespielt. Der Leser selbst erfährt es eigentlich auch nicht, aber er kann es errathen. Gleich im Anfange des Romans ist eine Scene, die im Antikencabinette zu Florenz spielt. Hauteville beschaut in Gesellschaft mehrerer Damen, worunter auch Fragoletta, die Kunstwerke. Die verschiedenen

Statuen und Gruppen werden kunstkennerisch besprochen. Endlich kömmt der berühmte Hermaphrodite an die Reihe. Die Damen, nach Art gläubiger Kunstkenner, sprechen ohne Verlegenheit und Schüchternheit von dem Werke. Nur allein Fragoletta schleicht sich davon. Hauteville schreibt das jungfräulicher Schamhaftigkeit zu und — das war es nicht . . . Fragoletta und Adriani, Bruder und Schwester, sind ein und die nämliche Person. Als Weib liebt Fragoletta Hauteville, als Mann dessen Schwester. Darum nannte ich Fragoletta einen Roman in Weingeist Gibt es nun etwas ausschweifenderes? Wie ist es möglich, daß ein Mann von so viel Geist und Sinn, wie der Verfasser von Fragoletta (de Latouche,) sich so verirren konnte? Und das ohne alle Noth, ohne allen Gewinn. Das Buch wäre eben so schön geworden, ohne jene tolle Phantasie, und brauchte man Liebende und ihr Unglück, hat die Liebe nicht Hindernisse genug, und mußte der Verfasser

gerade solche wählen, die man nicht überwinden kann, die zu besiegen so schändlich ist? Das Buch hat hier bei seiner Erscheinung sehr gefallen. Ich kann mir das denken; für die verschlemmten Pariser war das Teufelsbrot.

Volupté, par Sainte-Beuve.

Deux Volumes.

(1834.)

Die französischen Romane, die guten wie die schlechten, kann man trinken, so leicht und fließend ist die Schreibart. In dem Romane aber, von welchem hier die Rede ist, muß der Leser erst den Styl zermalmen. Es kommt eben daher, weil dem Verfasser, wie allen Franzosen, die Philosophie der Empfindungen noch etwas fremdes ist, deren Substanz sie noch nicht flüssig bekommen konnten.

Sonderbare Entwicklung des französischen Geistes, der erst Schmetterling war, ehe er zur Puppe wurde.

Held spricht von seiner Reue und Buße, ehe man seine Sünden erfährt.

Man liest den Roman so langsam, als wäre es ein wissenschaftliches Werk.

Die Geschichte ist so schwer beladen mit Philosophie und Moral, daß sie nicht von der Stelle kömmt.

Der Roman hat unübersehbar breite Strecken bedeckt mit dem Heidekraut einer frucht- und schattenlosen Liebesphilosophie, und man muß oft lange lesen, ehe man wieder Häuser und Menschen findet. Welche mühselige Wollust! wird mancher Leser nicht selten ausrufen.

Den Rezensenten von Gottes Werken (Roman) der Mensch, Roman oder Geschichte? hat man nie gefragt.

Glücklicherweise vergißt der Verfasser oft seine Drohung, uns eine Biographie (Psychologie) der Wollust zu geben, und so oft er sich ihrer erinnert, fertigt er sie kurz und verdrießlich ab.

— Der Held, weit entfernt voluptueux zu sein, ist merkwürdig keusch. —

Der Held, ein unglücklicher Meteorolog der Seelenwitterung, der beständig nach Barometer und Thermometer sieht, und darüber versäumt gutes Wetter zu genießen, gegen schlimmes sich zu decken. — Ein Deutscher gewinnt nichts aus dem Romane; er hat für ihn nur ein historisch=politisch=geographisches Interesse, die Bedeutung nämlich, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat. — Erzählt feierlich und zerknirscht wie er zum erstem Male in Paris ausgezogen mit dem festen Vorsatze, an diesem Tage seine Unschuld zu verlieren. Dieses geschah nach seinem zwanzigsten Jahr. — Moralische Lustseuche. — Sein Neujammer, gewöhnlich verziert mit lateinischen Frucht= und Blumenstücken aus der Bibel und den Kirchenvätern.

1 Vol. Es kann noch dahin kommen, daß die französische Nation eine Betschwester wird.

— Glückliche Unschuld, beneidenswerthe Unwissenheit! —

2 Vol. Vor dem Schluchzen des Büßenden hört man seine Bekenntnisse nicht. — Man kann schon hart, tief fallen, und das erzählen; man findet Verzeihung, Mitleid, erregt Erstaunen; man muß aber verschweigen, daß man auf einen Misthaufen gefallen.

Sein Herz leidet an mehreren Weibern, von welchen er die Eine liebt, die Andere geliebt hat, die Dritte geliebt hätte, von der Vierten geliebt wird — kurz, er leidet an allen Conjugationen dieses regelmäßigen Zeitworts. Das wäre nur etwas ganz gewöhnliches; aber in seiner Noth ruft der Held oft den heiligen Namen Gottes an: o Dieu! — und bringt vor diese höchste Instanz kleine Streithändel, die vor den Friedensrichter gehören. Nur noch wenige Franzosen kennen die Gerichtsordnung Gottes. — Der zweite Band, klarer, besser,

interessanter als der erste, weil da die Sünden zu der im ersten Bande pränumerirten Neue abgeliefert werden. — Der Held erzählt sein Leben einem jungen Freunde zur Lehre und Warnung. Er kann den Eindruck nicht verfehlen. Wäre der Weg des Lasters immer so beschwerlich, die Sündigen immer so langweilig, würde jeder die Tugend zum bessern Zeitvertreibe ergreifen. — St. Paul, St. Augustin, Marc=Aurel, Bossuet als Beweisstellen der Wollust. — Der Verfasser, bei all seinen sauern Bemühungen, das Geheimniß der menschlichen Natur zu ergründen, kömmt nicht tiefer als bis zur zweiten Schicht der Physiologie. — Der Festungskrieg der weiblichen Koketterie und das alle so weinerlich. — Die Stecknadeln der weiblichen Koketterie. — Zu wenig gesündigt, um ein Heiliger zu werden. So wohlfeil erkaufte man kein seliges Leben.

Behüte uns der Himmel, daß wir je eines so tugendhaften Bestrebens spotten sollten, sei

auch das Bemühen noch so ungeschickt. Ja, in diesem Kinderlallen, in diesen ängstlich geheimen Versuchen, ist etwas rührendes. Aber ein Lächeln darf man sich doch erlauben, wenn man wahrnimmt, wie die Franzosen endlich einsehen, daß, und begreifen warum ihr Wissen bis jetzt wurzellos gewesen, und darum all ihr Thun seit einem halben Jahrhundert fruchtlos geblieben; und wie sie mit Dank und Erstaunen von dem Christenthum reden, als von einer neuen Welt, die erst jetzt entdeckt worden wäre.

Die Lüste und Schelmereien der Versuchungen, den Gerechten straucheln zu machen, und den Büßenden von der betretenen Bahn der Tugend abzulenken.

Ueber das Christenthum. Der Verfasser lobt es sehr. Nimmt endlich die Priesterweihe, und so endigt die Geschichte, daß er das Weib seiner reinsten Liebe, als Priester tröstend, bis an die Schwelle des Todes begleitet. —

Wir Deutsche haben das alle besser, oder vielmehr wir haben das schlimmer. — Demuth der Menschheit, Hochmuth der Menschen. — Gottesfürchtige, gottergebene Menschen, wie sie sich nicht ertragen. —

Shakespeare, der beste Uebersetzer dieses unsterblichen Werkes: Der Mensch, und sonderbar, die Deutschen haben den Uebersetzer gelobt und das Original getadelt. —

Die das Buch in die Hände nehmen oder wegwerfen, angelockt oder abgeschreckt durch den Titel, die täuschen sich, die Einen wie die Andern.

Alte Nationen haben viele Aehnlichkeit mit alten Weibern.

Steht seiner reinsten Liebe, der Frau eines Andern, als Priester in der Todesstunde bei. Beichte. Communion. Letzte Delung. — Die Krankheiten der Seele und des Herzens heilt man wie die des Körpers schwer und selten mit Arzeneien, sondern durch Lebensordnung. —

Hamann *).

Hamann, gleich noch andern früheren, gleichzeitigen und spätern deutschen Philosophen, wendete eben so viel Wiz und Scharfsinn an, den Glauben an die heilige Schrift und deren Offenbarungen zu vertheidigen, als die gleichzeitigen französischen Philosophen angewendet, ihn anzugreifen. Aber Wiz und Scharfsinn sind Waffen gut zum Angriffe, doch nicht zur Vertheidigung des Glaubens. Wer die Dunkelheit beleuchtet, um zu lehren, was sie sei, der zerstört sie. Hamann sucht den Zwist des Ver-

*) Geschrieben in Auteuil 1834.

standes mit dem Glauben zu schlichten, ohne daß einer dem andern einen Schritt entgegenzukommen, ohne daß sie von ihren wechselseitigen Ansprüchen das Geringste aufzuopfern nöthig hätten. Ein verzweifeltes Unternehmen. Der Glaube ist Licht für das innere Auge, Musik für das innere Ohr. Einer tauben und blinden Seele erklärt man das durch Worte nicht.

Hamann hat ein so kindliches Vertrauen zu Gottes gütiger und väterlicher Führung, daß er von 300 Pfund Schulden redend, die er in London gemacht und die ihn ängstigen, ausruft: „wie sollte es Gott auf eine Kleinigkeit ankommen? Die 300 Pfund sind seine Schulden.“

Die deutsche Sprache zur Zeit Hamanns hatte etwas von den Sitten, Kleidern, Trachten und Moden der damaligen Zeit, wie sie auch in Frankreich herrschten. Es fällt uns etwas schwer, einen geistreichen Mann mit einer Allongeperücke, wie sie Voltaire trug; eine große tragische Schauspielerin im Reifrocke zu finden.

Hamanns Geist scheint von seiner Sprache maskirt.

Hamanns Schriften. Gold mit Schlacken, ohne Geschmack, ohne Form.

Die Manigfaltigkeit der Kenntnisse der deutschen Schriftsteller und ihre Belesenheit in der Literatur aller Völker und Zeiten, gibt ihnen, wenn sie Dichter und Humoristen sind, eine große Bildung aus allen Zweigen des Wissens, so daß man gelehrt sein muß, die Spiele ihres Wizes zu verstehen. So Hamann. Sie sind so bekannt mit jenen Kenntnissen, diese sind ihnen so häuslich und alltäglich geworden, daß sie ganz vergessen, daß es gebildete Leser geben kann, die dieses nicht verstehen.

Hamanns Worte reichen nicht für seine Gedanken, nicht für sein Denken hin.

„Die Dämmerung des Ausdrucks“. Glückliches Wort Hamanns, das man auf seine Schriften anwenden kann.

Hamann lebt nur in der Bücherwelt. In

feinen Schriften ist so viel von Büchern die Rede, als in den Memoiren der französischen Schriftsteller von Menschen.

Den deutschen Gelehrten ist die Welt ein Buch, wozu die Wissenschaft den Text, das Leben die Notizen liefert.

Hamanns Schriften haben einen Vorzug, der oft den Werken der berühmtesten Schriftsteller fehlt, um ihnen die äußerste Vollendung zu geben; ein Vorzug, den jeder Schriftsteller sich aneignen sollte und könnte, weil weder Talent noch Geist dazu gehört, sondern nur Klugheit oder Bescheidenheit; ein Vorzug, der auch eine schlechte Schrift vor strengem Tadel und den Leser einer langweiligen Schrift vor Langerweile schützt — die Kürze.

Es gibt unter den deutschen wenige philosophische Schriftsteller, die man unmittelbar genießen kann, die dem Geist eine schon zubereitete Nahrung geben. Die Vollendetsten geben uns Mehl, das man erst zu Brod backen, die

minder Vollendeten Getraide, das man erst mahlen muß. Hamann aber gibt uns dieses nicht einmal. Die Bedürfnisse unseres Geistes zu befriedigen, gibt er uns die Arbeit. Er ist ein scharfer Pflug, und wenn man ihn gelesen, und in die Furchen, die er in unserem Geiste gezogen, gesäet hat, wird man der Aerndte froh. Seine Gedanken bereichern uns nicht, aber sein Denken.

Hamann hat oft Artikel gegen seine Rezensenten. Die Schimpfreden deutscher Kritiker und Antikritiker sind riesenhaft. Die Zänkereien der homerischen Helden sind artiges Hofgeschwätz damit verglichen.

Hamann mußte von seinen Rezensenten, die ihn nicht verstanden, oft den Vorwurf hören: er habe nur witzig sein wollen, so wie den der Dunkelheit. Hamann in seinen Antikritiken, sucht sich deutlich zu machen, aber ohne Erfolg. Er gebraucht eine Blendlaterne, wobei er sieht, aber kein Anderer.

Es gab mehrere solche Geister wie Hamann, die wie Blitze in die dunkle Nacht ihrer Zeit herabfuhrten, aber nicht dazu dienten, sie zu erhellen, sondern nur zu erfrischen.

Frau von Genlis ließ ihre Zöglinge mit bleiernen Schuhen große Fußwanderungen machen, damit ihnen hierdurch weite Fußreisen in gewöhnlichen Schuhen zum Spiele würden. Ich würde aus gleichem Grunde den Franzosen, die sich mit der deutschen Literatur bekannt machen wollen, um sich gegen alle Ermüdung abzuhärten, rathen mit Hamann den Anfang zu machen.

Hamann lebte und wirkte gleichzeitig mit Rousseau, Voltaire, und sie gehörten zwei an einander grenzenden Völkern an. Wenn man aber das Leben und Wirken Hamanns und anderer deutschen Schriftsteller mit dem der französischen des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht sollte man nicht glauben, daß Jahrhunderte oder das Weltmeer sie getrennt? Welche Noth, Armuth und Verborgtheit bei den Deutschen,

welches Wohlleben, welcher Glanz und welches Ansehen bei den französischen Schriftstellern! Auch viele der letzten litten und hatten mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, aber sie besiegten endlich immer ihre ungünstigen Verhältnisse, und hatten in ihren Kämpfen immer Waffenbrüder zur Seite. Und welch' ein Unterschied zwischen den Widerwärtigkeiten eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Der erste focht im Dunkeln, keiner war Zeuge seines Muths und seiner Wunden, und alle seine Leiden wurden lebendig begraben. Der französische Schriftsteller, der Verfolgungen und Noth litt, hatte ganz Paris zum Zeugen. War er wie Rousseau unglücklich, ein Bettler, ein verkannter Bieder-
 mann, so spielte er seine Lebensrolle, gleich dem Glücklichen, dem Reichen, dem beliebten Voltaire, auf der nämlichen Bühne, beim Schein derselben Lichter mit ihm. Welcher Luxus in der Noth Rousseaus, welche Armuth in der Hamanns! Der französische Schrift-

steller litt wie ein König im Kerker, den sein Feind, der ihn gefangen hielt, in den Hungerturm sperrte; der deutsche hungert wie ein armer Tagelöhner. Der französische ging im Sturm unter, der deutsche ertrank in einem Mühlbache.

Rousseau, Juge de Jean-Jacques. Dialogues.

Motto: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis (Ovid) — Il confia le premier dialogue à Mr. Brook-Bothby. Ce manuscrit ne fut point imprimé du vivant de l'auteur. — Il les acheva en 1776.

Du sujet et de la forme de cet écrit. „J'ai souvent dit, si l'on m'eut donné d'un autre homme les idées qu'on a donné de moi à mes contemporains, je ne me serais pas conduit avec lui comme ils font avec moi.“

Rousseau konnte das Geheimniß nicht errathen, warum er so allgemein verkannt, gehaßt, verspottet, verfolgt wurde. In dieser Schrift wollte er sich anatomiren; aber das ist alles

vergebens. So lange die Seele athmet, kann man nicht aus dem Fleische und der Haut heraus. Während dem Leben ist jede Selbstvertheidigung eines verkannten Menschen unnütz, nach dem Tode überflüssig. Die Vertheidigung vermehrt nur die Beschuldigung der Gegner, denn der Angeklagte kann nicht unterlassen seine Natur im Kriege noch mächtiger als im Frieden hervortreten zu lassen. —

Man muß nicht fragen: woher kömmt es, daß so viele edle Menschen aller Zeiten verkannt, gehaßt und verfolgt wurden, und die Liebe und Achtung, die ihnen gebührte, den Ausgezeichnetsten unter den Schlechten zugewendet wurde? — Nicht darüber muß man sich wundern. Das war nie anders, das wird nie anders sein. Leidenschaften sind die Wolken, welche die Sonne der Wahrheit verfinstern. Aber man muß fragen, woher kömmt es, daß diese Verkenning oft so lange dauert, und selbst das Leben eines Menschen überdauert. Das geschah nicht

in den alten Republiken, wo das Volk immer schnell von seinem Wahnsinn zurückkam, weil die Führer, die es irre führten, nur die Macht übten, die ihnen Glück oder Gunst oder Geisteskraft gab, die bald endete. Wo aber die Macht ein Recht ist, das Recht ein Besitz, und erblich; da wo Vorurtheile in einem Stande befestigt, durch Geseze bewacht werden, wo der Einfluß der Individuen aufhört, da enden die Vorurtheile nie.

Rousseau hielt den Menschen für gut. Da er nun aller Orten und Länder auf gleiche Weise wie in Paris, Spott und Verfolgung fand, da er überall verkannt worden auf gleiche Weise, weil er überall der nämliche blieb, überall beleidigte durch seinen Stolz der Tugend, hielt er das für eine organisirte Verschwörung, die aus dem Hauptquartier seiner Feinde geleitet worden. — Er vergaß, daß die Menschen sich überall gleichen, daß von den

Wassertropfen, die eine gemeinschaftliche Quelle haben, es keiner Verschwörung bedarf. —

Rousseau hielt's mit keiner Parthei, und das in Paris! Er hätte in der Einsamkeit leben sollen, dann hätte er alle Verfolgungen vermieden. Wer in der Gesellschaft lebt, muß flüchtig sein, wer hart und unauflösbar darin herum schifft, wird hin und her geschwemmt, sinkt zu Boden, oder wird fortgespült.

Rousseau konnte keine Wohlthat ertragen, die Fesseln der Erkenntlichkeit waren ihm unerträglich. Er ward der Feind seiner Wohlthäter.

Der üble Einfluß der Armuth auf den Charakter eines reichen Geistes macht mißtrauisch. — *L'historien du coeur humain* nennt sich Rousseau selbst und mit Recht.

Das Herz, das Vaterland des Menschen.

Rousseau, dem wie die Ohren, so das Herz ewig sauste. — Wer das nicht kennt! Leiden — Störungen. — Man glaubt, sie kämen von außen, aber sie kommen nicht von außen.

Paris, den 5. Dezember 1834.

Marat, Danton und Robespierre gegenüber, kommen mir die Ruffknacker des Frankfurter Comité du Salut Public sehr lächerlich und unschädlich vor, und ich würde mich gar nicht fürchten, ihnen meine Hand in den Mund zu stecken. Zu gut zu morden sind sie auf keine Weise, und sie würden gern den Schrecken gebrauchen; aber feig, wie sie sind, fürchten sie, er möchte ihnen plazen in der Hand: das macht sie zahm. Die Langeweile ist ihre Guillotine — wohl eine scharfe Schneide für zarte Seelen. Aber unsere guten Deutschen können das ertragen, das ritzt ihnen die Haut

nicht, denn sie haben einen jochgewohnten, abgehärteten, schwielligen Nacken. Und sie sind auch nicht wehrlos gegen solche Waffen, sie haben auch ihre Guillotine und können sich rächen. Ich möchte einmal diese beide Langeweilen im Zweikampfe einander gegenüber sehen; ich möchte dabei sein, wenn künftig die Stellvertreter des Volks und die Stellvertreter der Regierungen, die sich in den Kammern nicht haben vereinigen können, ihren Streit vor die Bundesversammlung bringen, und die Entscheidung dieser gleich einer Aloe = Blüthe, nach sieben Jahren mit einem Knalle hervorbricht! Wie da die drei Parzen des deutschen Lebens die Sachen drehen, spinnen, und endlich durchschneiden werden! Wie sich da die deutsche Staatsweisheit, diese Todfeindin aller Aphorismen, breit und schwer machen wird, so daß schon nach dem ersten Jahr die Nachbarn des Larisschen Hauses bei dem Bauamte klagen werden, der deutsche Bundestempel drohe Einsturz, und man solle die Mauern

stützen! Das schläferige Wesen wieder einzuführen, war der Hauptzweck jener Beschlüsse des Congresses von München=Grätz; man wollte den jungen deutschen Volksvertretern den alten Puls des Regensburger Reichstags beibringen, und man wird diesen Zweck bald erreichen. Keiner verliert dabei als das deutsche Volk; denn seine uns wohlbekannten so freisinnigen, muthigen und standhaften Fürsprecher, werden in dem Anwachsen ihrer Collegien=Hefte und der Vermehrung ihrer publizistischen Citate reichen Ersatz für die Verminderung ihrer Bücher finden.

Des alten Buches zweiter Theil.

Eine Käse = Novelle (Käse = Märchen)

von

Ludwig Börne.

(1835.)

Ein geneigter Leser unterscheidet sich von einem ungeneigten nur durch den Grad des Winkels, den er mit dem Buche oder dessen Verfasser bildet. Der geneigte Leser bildet einen spitzigen, der gleichgültige einen rechten, der ungeneigte Leser einen stumpfen Winkel; woher es auch kommt, daß Schriftsteller von Verstand ihre feindlichen Rezensenten stumpf nennen. Aus diesen mathematischen Sätzen könnten für die deutsche National-Literatur, besonders für die romantische Poesie die wichtigsten Folgerungen gezogen werden. Es ist aber gegenwärtig

nicht meine Absicht diese zu erörtern. Es genügt mir einige nützliche Wahrheiten gleich voran aufgestellt zu haben; denn jeder gewissenhafte Schriftsteller sollte, so oft er ein neues Werk beginnt, bedenkend die Ungewißheit aller menschlichen Dinge, und daß er auch bei dem besten Willen dahin geführt werden könne, unnütze, einfältige und schädliche Sachen zu schreiben, gleich im Anfange irgend einen Nutzen für die Leser sicher stellen.

Ich kann jetzt beruhigt fortfahren. Der ungeneigte wie der geneigte Leser werden es nicht weniger logisch und dankbar als landwirthschaftlich finden, daß ich künftiges Märchen, welches ich eben zu dichten anfangen — denn seit mich Athelstan Tiedt scheel angesehen, und der Hanns in mich gefahren, halte ich mich für einen Dichter, wenn auch nur für einen classischen — daß ich es ein Käse-Märchen nannte. Mit Recht wurde es so genannt, weil es aus der Butter-Novelle entstanden ist,

gemacht und verfertigt worden, womit Tieck die *Urania* von diesem Jahre verziert hat. Geschmackvolle Leser könnten mich fragen: warum ich meine poetische Production statt Käsemährchen nicht lieber Märchen = Käse genannt, und warum ich von Tieck's Poesien redend, nicht treffender Novellen = Butter als Butter = Novelle gesagt? Auf die erste Frage weiß ich nichts zu antworten, denn ich fühle, daß ich Unrecht habe; auf die andere aber erwidere ich: daß hier nicht von Tieck's gewöhnlicher Novellen = Butter, sondern von einer potenzierten, von einer eigentlichen Butter = Novelle die Rede sei, welche unter dem Namen: das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein, im genannten Almanache zu lesen ist. Noch eine dritte Frage könnte man an mich richten: warum ich für nöthig gehalten, aus Tieck's Novellen = Butter Novellen = Käse zu machen, da Alter und Säure jene Butter selbst schon zu Käse gemacht? Diese große Frage zu erörtern ist aber jetzt nicht

Zeit, ich werde sie umständlich in dem siebenten und achten Theile meiner Briefe aus Paris besprechen, die nächstens in der Andreätschen Buchhandlung in Frankfurt erscheinen werden, die aber nicht für den Pöbel in den Buchhandel kommen, sondern bloß für die verehrten Mitglieder des hohen deutschen Bundes pro Dictaturo gedruckt werden, wobei also Herr Ludwig Tieck in Dresden nicht zu kurz kömmt.

Ich hatte anfänglich das Käse-Mährchen der Urania von 1836 zugebacht; aber zwei Zweifel, die bald in mir aufstiegen, brachten mich von meiner Entschliesung wieder ab. Die verdrießliche Kakophonie in zwei Zweifeln hat mir Hanns eingeblasen; sie thut mir leid, aber Hanns ist unwiderstehlich. Das erste Bedenken war: der Komet, der im Herbst dieses Jahres erscheint, und der mit seinem furchtbarem Schweif aus Dunst und Wasser an der Erde so nahe vorbei streicht, daß zu befürchten ist, die deutschen Almanache werden nicht mit

ihm zu konkurriren wagen und im nächsten Jahr gar nicht erscheinen. Das zweite Bedenken war: ich wußte nicht, ob Herr Tieck und sämtliche Dienerschaft der Urania, sowohl die Stahlstecher als die Poeten und Prosaisisten, ihr Werk und Bilder selbst verantworten müssen gegen den Bundestag und seinen Wohlfahrtsausschuß, oder ob sie unter Verantwortlichkeit der Verlags-Handlung stehen und schreiben. Wäre ich des letztern gewiß gewesen, hätte ich mir es zur großen Ehre gerechnet, mich unter das Gefolge der Urania zu mischen; denn es gibt nichts Ehrenvolleres für einen ächten deutschen, tapfern, kühnen, unabhängigen, freisinnigen, stolzen Mann, als sich mit seinen Meinungen, Gesinnungen und Reden unter die Vormundschaft eines Buchhändlers zu stellen. Aber ich war dessen nicht gewiß, fürchtete meine Worte selbst verantworten zu müssen, und dieser Gedanke ist mir unerträglich, ja er könnte mich rasend machen. Zu antworten, statt zu fragen — pfui!

Auch werden mir meine erbittertsten Gegner die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich immer nur unverantwortliche Sachen geschrieben.

Möchte mich doch Einer das Geheimniß lehren, wie Oberon=Tieck die anatomische Unmöglichkeit zu Stande gebracht, sich selbst zu umarmen und sich hierdurch zum großen Dichter zugleich zu machen und zu erklären! Auf dem gewöhnlichen osteologischen Wege ist dieses gar nicht zu erreichen. Aber ein König der Elfen ist wie ein König der Menschen; er erlaubt sich alles, weil ihm keiner wehrt. Seine gute brave Haushälterin, die seine Küche besorgt, ihm wollene Strümpfe strickt und den Rücken mit einem Lappen Flanell reibt, erhebt er zu einer Gloriane, zu einer Titania. Eine dürre prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung, krönt er zum Dichtersfürsten, und wenn sich einer erkühnt, dieser Fürstlichkeit wie jeder andern zu spotten,

schimpft er ihn einen unterirdischen, bucklichen, krummbeinigen, stotternden Gnom, der von Dingen spricht, die ihn nichts angehen, und die er nicht versteht.

Aber weder Wachler, noch Menzel, noch sonst ein deutscher Literatur = Historiker hätte es nur drei Tage vorhersehen können, daß ich mit Meister Ludwig Tieck ein romantisches Verhältniß anknüpfen würde — ich, der gegenwärtigste aller Menschen, die sich je in den Straßen von Paris umhergetrieben haben. Denke aber darum keiner schlimm von mir, weil ich so gegenwärtiger Natur bin; meine schwache Verdauung ist Schuld daran. Ich habe schon vor vielen Jahren die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß alle ausgezeichneten romantischen Dichter unseres Vaterlandes zugleich ausgezeichnete Esser und Trinker sind und waren; ja, wenn es nicht unschicklich wäre, könnte man sie Freßer und Säufer nennen. Auch werden sie, wenn sie einst vor Gottes Richterstuhl stehen, und der

Herr sie fragen wird — nicht, was habt Ihr gethan für euer Volk? denn ihm ist wohlbekannt, daß sie Sklaven waren und ihnen die Hände gekettet, wie uns Allen — aber sie fragen wird: was habt ihr gelitten? — werden sie nichts zu antworten wissen als: die Sicht, die Rückenmarkdürre, das Asthma, die Nervenschwindsucht — und der Herr wird sich ihrer elenden Seelen um ihrer elenden Leiber willen erbarmen.

In meiner Jugend, da ich noch einen guten Magen hatte, gefielen mir Tieck's romantische Dichtungen ungemein, ja sie entzückten mich oft; und vorgestern, da ich von Tieck's frischer ungesalzener Novellen-Butter kostete, konnte ich sie nicht vertragen. Es kann aber auch sein, daß die Veränderung meines Geschmacks nicht aus dem Unterleibe, sondern daraus entspringt, daß ich älter und Tieck alt geworden. Es ist auch möglich, daß es eine Selbsttäuschung gewesen, als ich glaubte, Tieck's romantische Dichtungen

hätten mich einst entzückt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß damals, als dieses geschah, ich, so oft ich ein Buch von Tieck (wie ohne Unterschied auch jedes andere) in die Hand genommen, ich immer kurz vorher getrunken hatte, und zwar mehr viel als gut. Entweder sogenannten alten Malaga bei Gioli, oder Hoppelpoppel bei Schelling (nicht dem Naturphilosophen, sondern dem Kuchenbäcker auf dem Markte) oder Franzwein im Ring, oder Cognac auf meiner Stube, oder irgend etwas Anderes, irgend wo anders. Es ist also möglich daß, was ich damals für Entzücken gehalten, nichts anders gewesen sei, als die Begeisterung, die ich aus dem Alkohol geschöpft, und womit ich als Weihwasser den hochchristlichen und tiefromantischen Tieck besprengt hatte. Vielleicht aber ist dieses alle nicht und ich thue mir unrecht.

Vielleicht wäre ich heute noch so romantisch und buttergesinnt, wenn ich nicht seit vier Jahren in Paris wohnte, dieser vermaledeiten Stadt,

in der Kaiser Oktavian und die heilige Genovera selbst, schon nach einem Aufenthalte von drei Tagen, ihren eigenen leiblichen Vater auslachen würden.

Herr von Raumer in England
und
seine Genossen in Deutschland.

Wie beneide ich den edlen Donquichotte um seinen ruhmvollen und glücklichen Wahn! Er kämpfte mit Windmühlen, freilich; aber er glaubte doch gewaltige Riesen zu bekämpfen. Ich aber fechte mit Windmühlen, und weiß, daß ich mit Windmühlen fechte, und muß doch mit ihnen fechten. Denn was sie mahlen, sind die Gebeine eines Volkes, und was sie herausbringen, ist die Speise für das unersättliche Thier, das von Fleisch und Blut lebt, und was sie klappern, ist die Lüge, und was sie

gewinnen, ist eine Meze Dienstbarkeit. Wer aber nicht weiß, was eine Bockmühle ist, der weiß nicht was ich leide. Nur wer Herrn von Raumer kennt und seines Gleichen, der kennt meinen Schmerz, denn er weiß, was eine Bockmühle ist. Eine Bockmühle, oder eine preussische Windmühle unterscheidet sich von einer gewöhnlichen holländischen darin, daß, während letztere nur mit dem Dache und den Flügeln, erstere mit dem ganzen Gebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann. Und jetzt bedenkt, was nicht all für Zeug in dem historischen Raumer steckt, und was sich alle mit ihm dreht, wenn er sich dreht, und was es einem festen und stolzen Herzen kosten muß, sich von solchen Windmühlen anschwindeln zu lassen. Wäre es die Liebe nicht, die mich treibt, die Liebe, die nicht rechnet, ich bliebe weit von ihnen. Denn was wäre zu gewinnen in solchem Kampfe? Ruhm nicht, denn es ist keine Gefahr dabei, und den Ekel zu

besiegen, das ist kein Heldenthum; Ehre nicht, denn ich streite im Dunkeln; und Vorthail bringe ich der guten Sache auch nicht, ich bringe ihn eher der schlechten. Sie werden nach ihrer Art Fezen aus meiner Wahrheit schneiden, und ihre durchlöcherten Lügen damit flicken.

Altes und junges Deutschland.

Herr Kühne, eines der bedeutendsten Mitglieder des Berliner literarischen Thierkreises, hat sich über mich und mein Bestreben wie folgt geäußert („Literarischer Zodiacus“ 1835 Jan. S. 73.) „An Börne haben wir diese vulkanisch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgestalt der Weltironie. Der wenige von Jean Paul theilweise erborgte Humor wurde rasch aufgebraucht, der Witz, mit dem er anfangs so glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Presse und sonstige Lokalmisereen geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, sein

„anfangs leuchtendes, blitzendes Auge wurde
 „stechend und starr, sein Gedankenspiel wurde
 „fix, sein früher schäumendes Gehirn verbrannte,
 „sein Herz verkohlte, seine Phantasie wurde zu
 „Zunder. Die Symptome zeigten sich allmäh-
 „lig, aber immer zahlreicher in dieser crassen
 „Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten
 „Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als
 „radical wahnwitzig werden, oder Hand an sich
 „legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer
 „Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert.
 „Sobald Börne's Ergießungen unschön wurden,
 „mußte man nicht allein für sein Gemüth, das
 „sich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für
 „sein Gehirn besorgt werden. Er ist ein schreck-
 „bares Phänomen der Zeit, ein großes Talent
 „ist in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die
 „Stadien seiner Entwicklung still verfolgt, ich
 „könnte eine Geschichte dieses psychologischen
 „Patienten schreiben, es wäre die Geschichte des
 „menschlichen Wahnsinns.“

Wenn dieser Herr Kühne wirklich das ist, wofür er sich ausgibt: der schlaue Mouchard meiner Entwicklung, der ihr lange leise nachgeschlichen, und der alle ihre Wege kennt, dann sollte er seine wichtigen Entdeckungen der Welt mittheilen, er sollte mein medizinischer Plutarch werden, und die Geschichte meines Geistes schreiben, welche, wie er sagt, nichts weniger als die Geschichte des menschlichen Wahnsinns ist. Es wäre seine Staatsdienerpflicht dieses zu thun, nicht etwa zu meinem eigenen Besten, denn ich muß es in der Zerknirschung meines Herzens bekennen, daß an mir Hopfen und Malz verloren ist; aber er sollte es thun zur Belehrung der Andern, zum abschreckenden Beispiele, wohin es führt, wenn man in Deutschland den windstillen Freihafen der Wissenschaft verläßt, und in die Stürme des Lebens hinausfährt. — Sollte aber Herr Kühne, weil er die Vernunft der eleganten Welt verwaltet, darum keine Zeit übrig haben, sich mit meiner Unver-

nunft zu beschäftigen, so mache ich ihm das freundliche Anerbieten eben so viele Mühe, und zwar mit landesüblichen Zinsen, auf seine elegante Vernunft zu wenden, als er Mühe und Arbeit meiner groben Unvernunft gönnen wird. Kurz, und um mich mit klaren Notariatsworten zu verpflichten: ich will so lange ein fleißiger Mitarbeiter an der Zeitung für die elegante Welt sein, als Herr Kühne gegen mich schreiben wird, und ich glaube mir nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich überzeugt bin, daß ich mich dieser zu übernehmenden Verpflichtung, nicht blos zur Zufriedenheit der eleganten Leser, sondern auch zu der des Herrn Kühne selbst entledigen werde. (Ich will so flau schreiben, so zahm, weich, morsch, bleichsüchtig und rückenmarkdürr, so polizeimänerlich und bundestäglich, daß alle Welt bekennen soll, daß ich dem jungen Deutschland zur größten Zierde gereiche.) Aber hat Herr Kühne es auch wohl bedacht, als er wagte, die Censur in Frankfurt, diese

heilige Mutter Gottes, die ja wie in Frankfurt, so auch in Berlin, Wien, Leipzig, München und in ganz Deutschland angebetet wird, unter die Localmiseren zu rechnen? Er sehe sich vor, Herr von Kochow könnte ihn sonst als Relaps behandeln, und ihm untersagen die elegante Zeitung zu redigiren.

Herr Kühne kann es mir glauben, daß ich noch eben so viel Credit bei Jean Paul als früher genieße, und daß derselbe sich nicht weigern wird, mir von seinem Humor zu leihen, ob ich auch den, welchen ich ihm einst abgeborgt, noch nicht zurückbezahlt habe. Dieser reiche und edle Geist vertraut am liebsten den Armen. Mein früheres Talent Localmiseren glücklich zu behandeln, wie sollte ich es verloren haben? An Miserenlokalen, provinzialen und nationalen ist noch heute kein Mangel in Deutschland, und das müßte ein Genie von Dummkopf sein, den ein so reicher Stoff nicht zu begeistern vermöchte.

Wenn ich aber geduldig wie ein deutscher Leichnam mich dem Zergliederungsmesser des Herrn Kühne hingebende, dann darf ich wohl im Namen der Gerechtigkeit mir eins von ihm bedingen; nämlich: daß er mich wirklich zergliedere, mich, nicht sich; daß er meine Pariser Briefe, die es hier doch wohl gilt, zum Vortheile des Rechts und der Wahrheit widerlege, sie aber nicht für sich als Panisbriefe benutze; daß er nicht den Geist aus meinen Werken ziehe, welches, wie er mir gern gestehen wird, sehr schwer ist, sondern das Wort. Daß er meine Reden anführe, unverfälscht, unverstümmelt, vollständig, mit Gänsefüßchen verwahrt, und dann bekämpfe, niederschmettere, zermalme er mich ohne Barmherzigkeit. Und wenn er so thut, möge er auch das letzte Wort behalten, ich würde, ich könnte nichts darauf erwidern. In jeder meiner Meinungen ist zugleich deren Vertheidigung enthalten, und wer meine ausgesprochenen Meinungen wörtlich und vollständig anführt, der hat mich zugleich vertheidigt. _____

(1835.)

Goethianer. — Eure Kunst, eure Poesie ist nichts als Formschneiderei — wer für die Zukunft lebt, lebt in ihr und weil körperlos auch schattenlos und im reinsten Lichte seines Daseins. Man wird meiner noch gedenken, wenn man längst aufgehört haben wird euch zu verschmähen, wenn man euch vergessen haben wird. — Ihr liebt nichts als euch und haßt nichts als die Liebe. — Die wahre Kunst ist eine Tochter der Zeit, aber die eure ist ein Findelkind, wie eure Kunst so ihr. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft lebt Ihr nur in der Gegenwart, klammert euch daran fest. Darum zittert Ihr, wenn die Gegenwart wankt, darum haßt Ihr wer sie rüttelt, darum haßt Ihr was wird und noch nicht ist, jede Hoffnung, und lebt nur dem Genuße.

Lieck. — Wahrheit, Freiheit, Recht, Menschenliebe sind Lieck und seinen Gläubigen nur

Mährchen. — Die betrübten Waisen des todtten Apis (Goethe), die sich einen neuen Gott und Vater suchen. — Tieck zeige uns das Wort, das er gegen Napoleon gedichtet, als seine Herrschaft auf Deutschlands Fürsten lastete, nur zu leicht für ihre Schuld, nur zu kurz für die Wohlfahrt des deutschen Volkes; er zeige uns das Wort, das er in der Dresdner Insurrektion gesprochen. Ihr seid wie Emigranten aus dieser Zeit der Freiheit und schimpft ohnmächtig und droht lächerlich von der Grenze des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herüber. Weimar ist euer Coblenz und Goethe euer Condé. — Goethe hatte seine Jugend wie die Blattern ausgehalten, der Werther blieb ihm als eine Narbe zurück, denn Gott sei Dank, Deutschland hat noch keinen Jenner gehabt, gleich Paris, der gelehrt die Jugend inoculiren, daß auch nicht eine Narbe im Herzen übrig bleibe — das poetische Polizei=Gefindel!

R e i s e n .

(1836.)

Semilaffo's Lorbeeren, Heine's florentinische Nächte, des Herrn von Raumer's radikale Rübchen und konservative Kohrstengel, und die Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage — nämlich die von Menzel — raubten mir den Schlaf. Morpheus selbst hätte einer so zahlreichen Räuberbande nicht widerstehen können. Meine Gestalt ward täglich schlanker und lieblicher, und meine Seele nahm ungemain ab und nahte sich der Seichtigkeit. Ach! ich war so flau und rückenmark=dürr wie das junge Deutschland, und weder der erste Bota=

niker unter den Politikern, noch der erste Politiker unter den Botanikern hätte entscheiden können, ob ich zu den radikalen Rübchen oder zu den conservativen Rohrstengeln gezählt werden müsse. Ich war ja gar nichts mehr, höchstens ein bißchen Schimmel auf einem faulen Fleck der Welt, und Herr von Raumer hätte mich gelobt, wegen meiner mäßigen Gesinnung. Wenn es aber in Berlin nur zwei Menschen gibt, die mich ein wenig lieb haben, so könnten sie mich durch eine kleine Gefälligkeit, die sie nichts kostet, glücklich machen. Ich bitte sie, in Gegenwart des Herrn von Raumer einmal einen geographischen Wettstreit mit einander zu führen, ob Berlin im Wendekreise des Krebses oder in dem des Steinbocks liege, und Herrn von Raumer zur Entscheidung aufzufordern. Ich weiß zwar mit Bestimmtheit vorher, daß Herr von Raumer zur Vermittelung der beiden Extreme in den Meinungen und aus ehrfurchtsvoller Rücksicht vor dieser Vermittlung entschei-

den wird: Berlin liege unter dem Aequator; ich möchte es aber nicht bloß von vorn wissen, sondern auch von hinten, und ich lechze nach der Erfahrung.

In der erbärmlichen Beschaffenheit des Leibes und des Geistes, kam ich am jüngstverfloßenen 22. Mai, meinem fünfzigsten Geburtstage, nach einer schlaflosen Nacht, blaß und zerstört zum Frühstück. Nicht der herrliche Morgen, nicht einmal die Glückwünsche und Geschenke, welche mir die Freundschaft bot, konnten mich erheitern. Meine Freundin sah mich bekümmert an und sagte: Sie sollten reisen. Ich sprang vom Stuhle auf und hatte die Milch umgeworfen. Nachdem ich eine Weile lang, nachdenklicher als einst Cäsar am Rubikon, an dem Milchbache auf und abgegangen war, bemerkte ich: reisen kann jeder Narr, aber reisebeschreiben! das kann auch jeder Narr, fiel Freund S. ins Wort. Freilich, sagte ich, kann das jeder Narr; warum sollte ich es also nicht

auch können? Ja, ich will reisen und reisebeschreiben, und ich schwöre es bei dieser unschuldig vergossenen Milch, die um Rache schreit — nicht gegen mich, sondern gegen die, die sie vergossen, denn ich war nur das blinde Werkzeug — ich schwöre, nicht eher wieder heimzukehren, als bis ich meinen großen Zweck erreicht.

— Sie sollen keinen andern Zweck haben, als sich Bewegung zu machen und sich zu zerstreuen. Sie sind wieder sehr hypochondrisch. — Ich will es bekennen, ob es zwar der Leser vielleicht schon gemerkt haben wird, daß ich mich diesmal aus wichtigen Gründen, nämlich aus eigennütigen, eines guten Styls befleißigen werde. Zwar kommt mir nichts schneiderhafter vor, als wie Heine der Schneider seiner Gedanken und Empfindungen zu sein, und mehr daran zu denken, wie man sie gut kleide, als wie man sie gut erziehe; da ich aber schon seit drei Jahren den Vorsatz in mir herum trage, von meinem fünfzigsten Jahre an ein Spizbube

zu werden, und ich daher alle Verkleidungen versuchen will, möchte ich auch den guten Styl kosten. So thöricht werde ich aber nie sein, mich um einen bessern Ausdruck abzumühen, wenn der beste schon früher gefunden worden ist von einem Andern. Da nun Herr von Raumer in seinen Briefen aus England nach Hause schrieb, daß einmal, da er in London etwas mit angehört, was gelassen anzuhören gegen seine Staatsdiener-Pflicht gewesen wäre, es ihm wie spanischer Pfeffer durch die Nase gefahren sei; so eigne ich mir diese Schönheit an, und sage: es fuhr mir wie spanischer Pfeffer durch die Nase, als ich meine Freundin von meiner Hypochondrie sprechen hörte.

Wild und durch und durch gepfeffert, frug ich sie: haben Sie das in meinem Gesichte oder in Menzel gelesen? Glauben Sie ihnen nicht, sie lügen oder heucheln beide, nein, ich habe nicht den Spleen; der Hochmuth, die Eitelkeit, die Habsucht, der Neid, das sind die Teufel,

die mich plagen, und die will ich austreiben — wie man Teufel austreibt. Es gibt aber nur eine sichere Art den Teufel los zu werden, nämlich, indem man thut was er will; er plagt immer nur die Widerspenstigen. In früherer Zeit, da es noch öfter Menschen gab als heute, die werth waren, daß sie der Teufel holte, da holte er sie. Aber welche Menschen? die edlen. Es waren immer die besten Seelen, die vom Teufel besessen waren; die schlechten brauchte er nicht zu holen, die kamen von selbst.

Ja ich muß reisen. Ich muß mit Lord Brougham Senf essen, und an dem Tische eines Königs die glänzende Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern. —

Ich muß mir glückliche Liebchaften erreisen, zwar nicht so viele als Heine, denn das ist unmöglich, weil sie zahllos sind; auch nicht halb so viel, denn das ist auch unmöglich; aber doch sehr viele, welches möglich ist, und den ganzen astronomischen Tag will ich den schönen Rosen-

franz von Rüssen abbeten, und zum Entzücken aller Metzger die Sache des Fleisches besingen. Auch will ich so lange Champagner trinken, bis ich noch etwas geistreicheres geschrieben, als Rauer's radikalen Rübchen und konservativen Rohrstengel. Ich will . . . — Sie sind ein Narr!

— Der Himmel sei dafür gepriesen. Was! Habe ich darum die deutsche Quartgeschichte drei Wochen lang in meinen Händen gewogen, daß mich heute noch die Knöchel davon schmerzen; habe ich sie darum durchjammert und durchlacht, um am Ende, da ich auf Ruhe und Erholung hoffte, mir von einem Philister sagen zu lassen, ich sei ein grober Fanatiker und ich solle einmal in die Grazie des geistreichen Spötters und des Thümmelhaftesten Schriftstellers seiner Zeit hineinblicken und mich schämen? Darum? Habe ich ihnen darum seit zwanzig Jahren zugerufen: seid keine Hofräthe, keine Philister, schreibt leserlich, seid liebenswürdig, seid keine Berücken, um zu erleben, was man jetzt sieht? Sie sind

keine steifen Hofrätthe mehr, sondern flink wie die Lakaien stellen sie sich hinter jede glänzende Equipage, möge darin sitzen wer da will; sie sind keine steifen Philister mehr, sind aber Kleinmeister, Hasenfüße und jämmerliche Gecken geworden; sie schreiben leserlich, aber wie man sie früher nicht lesen konnte, mag man sie jetzt nicht lesen, und man bedauert die Unverständlichkeit, die früher ihre Unverständigkeit bedeckte; sie sind so liebenswürdig geworden, daß sie um das Lächeln jeder Gassendirne buhlen; die Perrücken haben sie abgeworfen, aber statt frischer Locken kamen Kahlköpfe hervor. Klug vor der Erfahrung, lebensmüde vor dem Kampfe. Betrüger ehe sie betrogen worden, Tugend, Recht, Freiheit verspottend in den schönen Jahren der Schwärmerie, an der Nadel gespiessete Schmetterlinge, ein jämmerlich Geschlecht, das mich anekelt. Das ist die Grazie jener adeligen und bürgerlichen deutschen Gecken.

Grangeneuve par H. de Latouche.**Deux Volumes.****(1835.)**

Depuis Leipsick et Waterloo , ces deux grands champs de bataille ou plutôt de bêtises, où tous les rois de l'Europe avaient envoyé leur contingent; où ils s'étaient réunis pour renverser Napoléon ce puissant et cet unique protecteur de la royauté; où ils avaient rompu de leurs propres mains la digue, qui contenait les flots populaires; depuis cet heureux temps, ces pauvres rois sont par trop malheureux, et le plus farouche républicain ne saurait se défendre

de quelque peu de compassion. Rien ne leur réussit plus, tout conspire contre eux. Il y a une sainte alliance entre le ciel et la terre, entre le monde des idées et le monde des réalités, pour aider les peuples à s'affranchir du joug honteux de la domination, qui leur fut jadis imposé par la disgrâce de Dieu. C'est pour la première fois que la sagesse et la folie se devinent et se comprennent et qu'elles agissent dans le même sens. La décadence de la philosophie en Allemagne et ses progrès en France. Les succès de la royauté lui sont aussi funestes que ses revers, et les efforts de ses amis s'unissent aux efforts de ses ennemis, pour la détruire. Si la royauté après tous les événemens des quatre dernières années est encore debout, c'est qu'elle n'a pas encore assez vaincu, c'est qu'elle ne compte pas encore assez de victoires remportées sur les peuples; quelques unes de plus, et elle est anéantie.

La royauté a ses compères qui répandent

partout qu'elle est plus forte que jamais. Il est vrai, qu'elle fait plus de bruit et qu'elle a plus de colère que jamais ; mais c'est le bruit de la colère d'une cataracte, qui irrésistiblement entraînée vers l'abîme, tombe en écumant et en mugissant de rocher en rocher, jusqu'à ce que, réduite en poudre, elle soit dévorée par le tombeau. La royauté est en apparence plus puissante que jamais, parcequ'elle a placé sa fortune en rente viagère et qu'elle consomme son capital ; elle paraît bien fraîche, bien vermeille ; mais c'est l'éclat des joues d'un malade qui se meurt de consommation. Elle est au bout de ses moyens, elle n'a plus de force vitale et elle est réduite à consulter et à suivre les pratiques superstitieuses de la police secrète, de cette vieille sorcière qui lui escroque son argent, la trompe et se moque d'elle. La monarchie est tombée si bas, que les princes ne sont plus que les premiers mouchards de leurs pays.

Il n'y a pas un seul événement, pas un hasard, pas une science, pas un art, pas une nouvelle invention, pas une découverte, pas un seul homme d'état, pas un roi, qui ne conspire contre la royauté. Les caisses d'épargne, les sociétés de tempérance, les omnibus, l'homéopathie, la diète de Francfort, le roi de Bavière, les congrès des souverains, toutes ces consultations enfin des médecins, qui tiraillent le malade et l'emportent en lambeaux; les Tartares, les Baschkirs et les Kirghises au camp de Kalisch, qui s'exercent sous le commandement de l'empereur Nicolas à couper la tête aux hommes et la gorge aux femmes, pour effrayer les petits princes de l'Allemagne, les radicaux de Berne et les républicains de la France; tout cela est entré dans la conjuration. La géométrie elle-même, de temps immémorial amie de l'ordre et de la stabilité, froide et impassible de sa nature, à pris parti contre les rois; elle a tracé ses chemins de fer, elle pousse ses bateaux et

ses voitures à vapeur, et la royauté s'en va en fumée.

Et même les romans, si doux, si inoffensifs, si aimables, la consolation et le délassement des censeurs, les délices des vieilles princesses et des princes appanagés, ont tiré le poignard contre César ! Un franc sans-culotte en voyant tout cela se pâmerait d'aise ; mais nous autres gens proprement habillés et bien élevés, tristement condamnés à l'étiquette et à la politesse, il faut nous contenter de sourire. Eh bien, sourions et parlons des romans séditionnels, des romans historiques.

Transportez-vous en arrière de vingt ans d'ici, au temps du congrès de Vienne. Dans cette sainte ville monarchique, où l'on garde les reliques gouvernementales, s'étaient alors rassemblés les principaux propriétaires de l'Europe, pour y tenir ce fameux marché de moutons chrétiens, qu'on a désigné par le nom de la paix de Vienne. Ah ! qu'en ces beaux jours les pasteurs des

peuples furent contents et charmés. Ils se frottaient la tête avec de l'eau de Cologne et tâchaient d'oublier les songes fâcheux et importants des vingt-cinq dernières années. Ils dansaient, ils jouaient aux proverbes, ils s'amusaient au casse-tête politique, composant et décomposant avec des triangles, des carrés et des parallélogrammes, des territoires, de beaux royaumes, des grand-duchés, des principautés, les uns plus ingénieux que les autres. Le loup corse qui avait dévoré les bergers et leurs troupeaux était assommé; le tournis des brebis, ainsi que les vétérinaires courtisans appelaient la révolution, avait cessé ses ravages. On se promit d'être plus circonspect à l'avenir; de ne pas se laisser attrapper une seconde fois; de fermer plus soigneusement les bercails; et de se donner des matins plus forts, plus vigilans et en plus grand nombre. La gentilhommerie allemande s'était offerte pour cet honorable service de surveillance et d'aboiement, et avait

dans ce dessein formé une société secrète sous le nom de la chaîne de la noblesse; mais les princes n'en voulaient pas, ils se suffisaient à eux-mêmes. Les présomptueux! Dans l'orgueil de la victoire, ils furent presque généreux; ils ne chassaient pas la liberté de leurs terres; il lui assurèrent même un certain état, en la chargeant de traire leurs vaches; les princes donnaient des constitutions.

Vers ce même temps, que les pères des peuples avaient donné l'ordre de remaillotter leurs enfans, et de les bercer pour les endormir, il vivait à cinq cents lieues de Vienne, au fond d'une île, un simple bourgeois, un petit homme boiteux, auquel la providence avait ordonné de se moquer des rois, de défaire ce qu'ils avaient fait, d'éveiller les peuples en les amusant, en leur parlant de leur origine, de leur ancienne gloire, en leur racontant leurs combats, leurs victoires, leurs défaites, en leur dressant la généalogie de leurs souffrances; en

les convainquant qu'eux-mêmes étaient les auteurs de leurs misères; que les rois n'avaient fait que profiter des discordes intestines et des haines et jalousies entrenationales des peuples; et que c'est ainsi que les peuples conquis étaient devenus les esclaves des peuples conquérans, et les peuples conquérans les sujets de leurs capitaines, les esclaves de la discipline.

Sir Walter Scott s'acquitta avec l'habileté et la fidélité la plus grande de la charge que la providence lui avait donnée et dont il ne savait ni ne devinait pas le secret. C'était un tory, un aristocrate, un artiste enfin, qui ne s'inquiète jamais de ce qui doit être, mais de ce qui est. Précisément en l'an 1814, quand les rois, pour la première fois d'accord, traçaient en secret leur plan de campagne contre les peuples, Walter Scott publia son *Waverley*, qui commence cette suite innombrable de romans historiques qui contribuèrent plus que les événemens, plus que tous les écrits politi-

ques et journaux, à éveiller les peuples, à les avertir de leur danger, et à leur donner la conscience de leur force et de leur droit. Dès que les opprimés ont leurs historiens, les oppresseurs tombent dans l'oubli. Les rois n'ont été plus forts que les peuples, que par la raison qu'un enfant qui veille est plus fort qu'un géant qui dort. Que le géant s'éveille et il est le maître de l'enfant. Et peu importe la manière dont les peuples soient éveillés, que ce soit par des coups de fouets et par des injures, ou par la voix douce et caressante de la liberté, il suffit qu'ils ouvrent les yeux pour foudroyer leurs tyrans.

En moins de vingt ans les romans historiques ont fait le tour du monde. Ils entraient dans les chaumières, ils entraient dans les palais, et c'était plaisir de voir, combien peu les gouvernemens les plus ombrageux s'en défiaient. Et en vérité, tandis que le peuple puisait ses enseignemens dans les romans historiques, les

princes devaient y trouver une douce flatterie. Faute de résistance, ils avaient presque oublié qu'ils étaient les maîtres; partout le peuple était battu si plat, que le marteau du despotisme se rouillait faute de métaux malléables. Les romans historiques rappelaient aux lecteurs couronnés que leur pouvoir n'a pas toujours été incontesté, qu'il leur fallût beaucoup de combats et de victoires pour subjuguier les peuples; ils sentaient dans leurs veines le sang de leurs ancêtres, et en lisant des romans ils se croyaient des héros.

En même temps que les romans historiques se répandaient par toute l'Europe, et par suite de cet événement littéraire, l'histoire proprement dite, prit une nouvelle direction et l'art de décrire l'histoire changea entièrement de face. Mais pour ne pas nous égarer trop loin, nous nous bornerons à constater ce fait, sans en développer les conséquences. Maintenant la littérature de tous les pays et de toutes les lan-

gues s'est enrichie de romans historiques. On en trouve dans les langues italienne, russe, suédoise, danoise, polonaise, allemande; même la nation royale-prussienne a un roman royal-prussien. Et ce qui est le plus curieux, c'est que tous ces romanciers historiques n'avaient que l'art en vue, et qu'ils n'écrivaient jamais dans un but politique. De même que Walter Scott, l'Italien Manzoni était un monarchiste, même un fameux flatteur du pouvoir. Le Russe Bulgarin, dont les romans historiques sont très estimés, assurément n'y entendit pas malice; car en sujet du magnanime Czar et engourdi par le vent glacial qui souffle de la Sibérie, il ne devait jamais écrire qu'en tremblottant. Mr. Haering l'auteur de Cabanis, de ce roman historique qu'on a traduit en français, est l'homme le plus innocent du monde, au coeur papier timbré, lui qui n'a pas une seule goutte de sang dans les veines, ni une seule goutte d'encre dans son écritoire qui ne soit pas royal-

prussien; et dont les rêves même sont officiels. Cethonnête écrivain fut entraîné, sans le sentir, par le courant du siècle séducteur, et il se pendrait de désespoir, s'il avait jamais la conscience que son roman ait été un ouvrage démagogique, et un crime de lèse-majesté. Heureusement ses amis n'ont pas à trembler pour sa vie, car il a l'habitude de ne pas me croire et d'excuser ma scélératesse, à cause de ma folie. Messieurs les Berlinoïses sont des hypocrites imperturbables. Maint professeur et référendaire royal-prussien tête-à-tête avec un républicain lui baiserait les mains, tandis qu'en présence d'un témoin, il dirait de grossières injures même à un royaliste constitutionnel. A l'avenir messieurs les Berlinoïses! Il y a de l'étoffe en vous pour mille Fouquier-Tinville; car vous êtes des caffards et des trembleurs.

Les romans historiques, abstraction faite de leur tendance morale et sociale, sont une dé-

génération de la poésie. Le mariage du roman avec l'histoire produit un genre bâtard qui n'est ni roman, ni histoire. L'art, en imitant la nature, ne doit lui emprunter que la forme et la couleur, mais jamais l'étoffe. Si vous lui empruntiez encore l'étoffe, ce serait comme si vous appliquiez des fleurs naturelles à un paysage peint. Les romans historiques sont du nombre des mille symptômes de la décadence des arts et de la littérature, que les amis intéressés de l'ancien ordre des choses reprochent, avec une joie maligne, à notre jeune siècle. Cependant nous autres amis du mouvement et du progrès, nous ne nous attristons guère de cette décadence manifeste; car nous n'ignorons pas que le printemps des arts tombe dans l'hiver des peuples, et que les chef-d'oeuvres des poètes et des artistes ont toujours été les oraisons funèbres de la liberté et les monumens funéraires de la vertu publique.

Les romanciers qui prennent des histoires anciennes pour sujet, échappent à la censure du grand nombre des lecteurs, qui n'a pas comme les critiques la mauvaise habitude de regarder tout par un microscope, mais qui lisent simplement avec leurs yeux. Car dans les histoires anciennes, la vérité et la fiction, l'histoire et le roman, se confondent par la grande distance, on ne s'aperçoit pas de leurs empiétemens reciproques, de là vient qu'on est moins choqué par les difformités de ce genre de littérature. Mais le romancier dont l'imagination s'attache à une histoire moderne, perd cet avantage, et dès qu'il y a désaccord entre le roman et l'histoire, aucun lecteur ne balance à prendre parti pour l'histoire et à faire le sacrifice de la fiction par souvenir de la réalité. Or c'est ce qui est arrivé à Mr. de Latouche, en puisant ses inspirations dans l'histoire de la révolution française, et si l'estimable auteur de *Fragoletta*, si riche en esprit, en sentimens et en imagi-

nation a échoué dans Grangeneuve, c'est une preuve qui peut nous dispenser de toutes les autres preuves, que l'histoire contemporaine ne se prête jamais au bon plaisir du romancier.

Jocelyn. Episode. Journal trouvé chez un curé de village.

Par Alphonse de Lamartine. *).

(1835.)

Deuxième époque. Séminaire de

1. Janv. 1793. —

„Ces corridors obscurs, ces nefs, ces murs épais
Ont versé sur mon front leur silence et leur paix;
Les souvenirs cuisants, les regrets, les images
De liberté, d'amour, de rians paysages,
A peine ont jusqu'ici dans mes nuits pénétré;“

L'homme qui joui de la paix de l'ame, n'a
pas le sentiment des passions qui ne le tour-

*) Fragments d'une critique non achevée sur Jocelyn. Les indications qui les précèdent font connaître les morceaux du poème auxquels elle se rapporte.

mentent pas ; l'homme en bonne santé, ne pourrait jamais se rendre compte de toutes ces maladies dont il est libre. Le véritable contentement ne se prête pas à l'analyse ; on ne peut faire l'anatomie du bonheur, qu'après qu'il a cessé d'exister.

18. Fevrier 1793. —

L'amour de Dieu ne doit pas être une science, une affaire, un métier. Dieu est dans le bruit du monde, non moins que dans le silence, il se montre dans les passions autant que dans la paix de l'ame. Celui qui se retire dans la solitude pour trouver Dieu, montre qu'il n'a pas su le trouver partout.

25. Fevrier 1793. —

„O peuple ivre de sang,

Tu détruis de tes mains l'erreur qui nous abuse
Et de tous tes tyrans, ton exemple est l'excuse!“

C'est tout le contraire. De toutes les violences du peuple les tyrans sont l'excuse.

28. *Fevrier 1793.* —

Le mot Dieu trop souvent répété — on ne comprend pas Dieu ou on ne le respecte pas, quand on ne comprend ou qu'on ne respecte pas ses lois — c'est le langage d'un courtisan, d'un prêtre, qui exploite la vénération des hommes pour son maître. —

Devant Dieu un roi est un homme comme un autre, et quand il permet qu'une tête couronnée tombe sous la hache du bourreau, cela ne doit pas plus dérouter la foi, qu'un crime dit vulgaire que la sagesse divine laisse consumer.

Troisième époque.

20. *Septembre 1793.*

Les sentimens délayés dans des cuves de mots. — La peur et l'amour n'ont jamais demeuré dans le même cœur — 23. Octobre — On regrette que l'éducation de Laurence soit tombée en si mauvaises mains. Jocelyn ne

lui apprendra ni à combattre pour sa patrie, ni à venger la mort de son père, il ne lui enseignera que des lâches prières que Dieu renvoie à celui qui les fait — 28. Octobre — Jocelyn, dans la vigueur de l'âge pleure toujours. — 29. Octobre. — Ce poème est un chapelet sur lequel le poète dit ses patre-nostres. — Dieu ne doit pas être un lit de repos pour les paresseux et les peureux — on peut se reposer dans la solitude de l'ame, mais après avoir vécu et combattu, par lassitude, non pas comme Jocelyn par paresse de vivre.

1. Decembre 1793.

La Date du Journal éveille en nous le souvenir des importans événemens de la révolution française, ce qui détruit tout notre intérêt pour Jocelyn. Le poète aurait dû mettre la terreur et la passion de la révolution à côté de la paix d'ame et du sublime silence de la na-

ture. Il est beau de regarder la tempête de la rive, mais il faut voir la tempête, les angoisses des naufragés. Excepté deux coups de fusil, qui auraient pu partir aussi bien des mains d'un chasseur ou d'un brigand que de celles de soldats républicains, on n'entend rien du furieux orage, qui régna alors en France.

Quatrième époque.

Fevrier 1794.

En bas l'orage du peuple, sur la hauteur la terreur d'une nature sauvage, et Jocelyn avec son coeur mol, toujours en pleurs ! Moïse priait du moins tandis que son peuple combattait, mais Jocelyn tout saint qu'il est ne pense qu'à lui-même !

Mars 1794.

L'homme qui a toujours Dieu dans sa bouche, qui ne voit que lui, qui ne pense qu'à lui, qui pour le créateur oublie sa création, ressemble au courtisan, qui ne compte que son mai-

tre dans le monde, et oublie sa patrie et le peuple.

Cinquième époque.

Grenoble, 6. Avril 1794.

„Bénissant ses bourreaux du geste et du sourire
Comme on marche au triomphe, il marchait au Martyre
Sachant que la victoire en ces combats de foi
Est à celui qui tombe et qui meurt pour sa loi!“

Appeler les prêtres persécutés ou immolés des martyrs, ce n'est pas le mot juste, On n'a pas voulu les contraindre à adorer Jupiter et à renier le Christ, on ne leur demandait que de respecter les lois de la France plus que celle de Rome. Louis XVI. était victime d'un fanatisme déplorable, mais non pas martyr. Roi il ne mourut pas pour la foi chrétienne, mais pour le paganisme politique.

Sixième époque.

26. Mai 1795.

Jocelyn a sacrifié l'objet de son amour aux menaces d'un prêtre farouche, à sa propre con-

science timorée, mais il n'a pas sacrifié son amour. Il n'a aucun droit à notre sympathie, ni à notre admiration. Un amour malheureux est chose si ordinaire. —

Mélanges.

Le *Zodiaque littéraire*, une des meilleures revues de l'Allemagne, contient un article de M. Gans sur le salon de madame Récamier. Nous eussions beaucoup désiré traduire ce beau morceau; mais nous n'aurions jamais pu en venir à bout, sans le mutiler ou l'étendre. Pour des idées germaniques d'un certain tour, l'idiome français est un véritable lit de Procruste, et il faudrait être un monstre de cruauté pour essayer de les y coucher. M. Gans professeur à l'université de Berlin, est un homme de beaucoup d'esprit, surtout quand

il est à Paris ; mais néanmoins il s'entend parfaitement bien à cet art merveilleux qui est propre à tous les savans de sa patrie, de préparer les plus belles fleurs en légumes et de donner aux choses les plus légères et les plus gracieuses un air de dignité philosophique. On ne penserait jamais que les charmes de la société de madame Récamier, qui jouit depuis plus de trente ans d'une réputation européenne, et que M. Gans lui-même savait si bien apprécier, aient pu servir de thème à de graves apophthèmes Hegéliens. Il est beaucoup à regretter, que M. Gans n'use pas toujours de son héroïque talent de résister aux circonstances, et qu'il se plaise quelquefois à s'y prêter, comme il l'a montré récemment dans l'affaire de la jeune Allemagne. Les charmes d'un professorat doivent être beaucoup plus forts que ceux du salon de madame Récamier ; M. Gans qui ne s'est pas laissé séduire par les derniers, au point de n'être qu'aimable et de

déposer son langage doctorale, s'est laissé amener par les premiers à faire violence à ses sentimens généreux ordinaires et à rénier M. Gutzkow qui, persécuté par l'inquisition politique de Francfort, a été lâchement abandonné par tous ses anciens amis. Il est beau d'être professeur et d'avoir un coeur royal-prussien; mais il est plus beau encore de n'être rien et d'avoir un coeur généreux. Vous avez beaucoup d'esprit, messieurs les savans Berlinoïis; mais vous n'avez pas autant de sentimens, qu'il en faut à une petite fille pour aimer sa poupée. Et vous, cher Gutzkow! dans l'ivresse d'une jeune ame ardente et fière d'un avenir riche de gloire, vous vous êtes moqué du ciel; voyez maintenant si avec de tels hommes royaux-prussiens vous pourriez vous passer de Dieu!

La Diète de Francfort et M. Heine*).

L'étonnement de ces mots doit être grand de se trouver ensemble; mais quant à nous nous ne nous en étonnons pas le moins du monde: tel maître tel valet — voir la préface de son salon. — Nous conseillons à M. Heine de ne pas trop se fier à un sauf-conduit de la Diète de Francfort. L'Allemagne ne manque pas d'un Novogorod. „Loix de ma patrie“. Une loi soufflée par les jésuites de Munich,

*) Ces pensées ont été suggérées à Boerne à l'occasion d'une lettre de M. Heine, insérée dans le Journal des Débats et adressée à la Diète de Francfort.

Voir cette lettre à la fin de ce volume.

ébauchée par un commis de M. de Rochow, approuvée par des ministres malades et sanctionnée par la Diète en démence n'est pas une loi de la patrie et ne mérite pas une obéissance respectueuse. — Gutzkow a servi de Fieschi à la Diète de Francfort; ce n'est pas qu'on voudrait imiter les loix d'intimidation françaises, on se moque de telles loix en Allemagne, on les regarde comme des loix d'encouragement. — L'humble supplique de M. Heine on l'acceptera avec satisfaction comme arrhes de sa conversion; mais assurément la diète de Francfort ne se payera pas d'un tel désaveu. — C'était bien modeste de la part de M. Heine de se déclarer inférieur à Luther, mais ç'aurait été encore plus modeste de ne pas se mesurer avec lui — la mousse qui couvre un rocher.

Voyez maintenant, messieurs les ministres de l'instruction publique, combien la providence

se moque de votre esprit législateur tant primaire que secondaire. Les frivoles marquis et les bourgeois timides de l'ancien régime ont fait la révolution de 1789, les fils et les élèves des terribles jacobins ont été les instrumens les plus dociles du despotisme de Napoléon, et les disciples du catéchisme impérial et du jésuitisme de la restauration ont fait la révolution de 1830. Voilà maintenant M. Heine né juif et élevé dans la loi de Moïse qui succède à Luther et qui est le plus ferme soutien du protestantisme!

La diète de Francfort aura lu avec un sourire moqueur la missive de M. Heine; mais elle ne se payera pas de vains mots, elle ne lui pardonnera que quand il aura consommé son apostasie.

Ce sera beau d'entendre M. Heine chanter des pseumes sur la grande route entre Forbach et Mayence.

Luther et Heine! Nous ne sommes pas fabulistes. Mais si nous l'étions! quel beau sujet de fable: le rocher et l'éponge!

La Diète de Francfort, que M. Heine il n'y a pas encore deux ans avait appelé dans un de ses ouvrages: le vampyre qui suce le sang au coeur du peuple allemand, s'est-elle donc amendée depuis? s'est-elle changée en pigeon? ou M. Heine n'a-t-il pas de sang à perdre?

Les malheureux patriotes allemands ont tout perdu jusqu'à l'espérance même; il ne leur est resté que l'honneur. M. Heine par sa lettre à la diète de Francfort a taché de compromettre encore ce qui leur reste; il n'a

pas réussi, mais on doit lui tenir compte de sa bonne volonté. A l'égard de toute autre personne vis-à-vis de laquelle nous aurions eu à répondre des opinions que nous avons émises sur son compte, nous nous serions exprimés avec moins de modération; mais l'héroïque stoïcisme de M. Heine nous désarme, nous avons honte de nous prévaloir d'une franchise à si bon marché.

. C'est beau de défendre l'innocence malheureuse et persécutée, mais quand les innocens sont réunis au nombre de quinze millions, et qu'ils ont des rois et un demi million de soldats à leur tête, comme les protestants allemands, ils peuvent se défendre eux-mêmes. M. Heine ferait une oeuvre beaucoup plus méritoire, s'il voulait au lieu de protéger les protestans, que personne ne pense à attaquer, prêter son puissant appui aux juifs, ses anciens corréligionnaires, dans la religion des-

quels il est né et élevé, et qui peu nombreux sont encore dans la plus grande partie de l'Allemagne hors du droit commun, très molestés et vexés par la population chrétienne.

. Je n'aime pas à troubler les amours de qui que ce soit, pas même les amours propres; mais les Français ne doivent pas croire que nous autres Allemands soions réduits à M. Heine, qu'il soit l'Hercule de l'Allemagne, qui a terrassé la hydre du catholicisme.

Aphorismes.

Il n'y a rien de plus dangereux aux pouvoirs, que de vaincre trop souvent. Par la défaite les vaincus apprennent enfin à vaincre.

Parmi les grands hommes des sciences et des arts, il y a des génies créateurs et des génies destructeurs. L'influence des derniers est même plus forte et plus durable que celle des premiers, mais ils sont moins vénérés et moins estimés que les autres. A leur égard on commence ordinairement par l'indifférence, et en passant par le dédain, on arrive à l'oubli.

C'est que les hommes ne sont reconnaissants que pour le bienfait positif, et ne tiennent aucun compte des maux dont on les a délivrés, des entraves dont on les a affranchis. Lessing a fait plus pour la littérature allemande que Schiller et Goethe; mais comme il n'a rien créé parcequ'il a epuisé ses forces et sa vie à déblayer le terrain, il n'est pas aussi populaire que les premiers.

La langue française paraît toujours supposer, qu'elle ait à s'expliquer avec de grands ignorants, tant elle a soin d'être précise et claire; la langue allemande au contraire, prend tout le monde pour des savants, et sans doute c'est la dernière qui se trompera le plus souvent dans son calcul.

La religion est encore plus nécessaire aux heureux qu'aux malheureux; il faut de la

croissance pour souffrir ; pour jouir il en faut davantage.

Le tombeau rend les femmes égales aux hommes ; j'aime les femmes qui publient leur livres sous le voile de l'anonyme, ou dont les ouvrages ne paraissent qu'après leur mort,

Les femmes doivent être stationnaires, conservatrices, ni révolutionnaires ni réactionnaires. Je leur pardonne même des penchants aristocratiques ; quand la saison des fruits est passée on aime les fruits confits préparés par de belles mains.

L'intelligence d'une femme même la plus spirituelle, n'est qu'une lumière boréale. Ce que les femmes perdent en admiration, elles le regagnent largement en amour.

La France c'est Voltaire, l'Allemagne c'est Rousseau; la destination de la première est de détruire, la destination de l'autre est de fonder.

La jeune Allemagne. Quand on a la concience de sa jeunesse, on est déjà très vieux — ils croient être au port et déchirent les voiles qui ont poussé leur esprit.

Les langues du midi ont quelque chose de reptil, elles sont glissantes, rampantes, douces au toucher, ce sont les langues des pays conquis. Les langues du nord sont osseuses, dures, franches, marchant haut, ce sont les langues des peuples conquérants.

La peur est raisonnable en France, c'est un malheur; l'arbitraire n'a rien de comique qui offre une compensation à celui qui souffre.

Quand je dis, il faut être citoyen avant d'être poëte, j'espère trouver de l'écho en France; comme je suis sûr d'en trouver en Allemagne, quand je dis, il faut être homme avant d'être citoyen.

Nous autres Allemands nous descendons tous de Hamlet et de Faust. Nous avons goûté jusqu'au dégoût de la terre et du ciel. Nous avons beau désirer nous vendre à l'enfer. Le crédit de notre vertu est si solide, que le diable même ne veut pas avoir affaire à nous, craignant d'être trompé.

Malheur à celui qui entre dans le labyrinthe de la philosophie allemande, sans avoir le fil d'Ariadne qui l'aide à en sortir, le minotaure du doute le dévorera.

Si monsieur Cousin n'a pas digéré la philosophie, du moins il l'a mangé.

Les nerfs ces espions du corps humain.

Les Allemands traduisent tout, les actions étrangères comme les livres étrangers. Les imitations de la révolution de 1830 dans quelques provinces allemandes, n'ont été que des traductions.

Révolution française. En France l'ancien régime était déraciné, on n'avait qu'à l'abattre; en Allemagne quand on aura abattu l'ancien régime, les racines resteront toujours.

Depuis la mort de Louis XVI. il y a guerre ouverte entre Voltaire et Rousseau, qui antérieurement lorsque leurs intérêts étaient encore d'accord se ménageaient réciproquement,

et tout en se trompant l'un l'autre ils marchaient et combattaient de front. Voltaire c'est le chef de la bourgeoisie, Rousseau c'est le chef du peuple.

Un peu moins de fidélité et un peu plus d'honneur s'il vous plait.

On ne peut pas accorder le patriotisme avec l'amour de la liberté.

Qu'est-ce qu'un roi? Autrefois c'était le premier gendarme, aujourd'hui c'est le premier mouchard de son pays.

Monsieur Thierry a bien deviné les maladies inconnues et les douleurs secrètes des peuples.

Toute femme de génie est le mauvais génie de son mari. Une femme auteur, quand elle est d'ailleurs aimable et aimante, pourrait être la consolation d'un homme sourd, mais elle serait le désespoir d'un homme qui ne serait qu'aveugle.

Une femme polygraphe est un monstre; un volume, un verre de champagne, un bon mot tous les ans, c'est assez.

Quand on nous force de dire tyran au lieu de roi et de parler de la tyrannie au lieu de la royauté, est-ce que le pouvoir a beaucoup gagné à rendre ces mots synonymes?

Monsieur de Ruhmor est un gentilhomme allemand, mais un homme d'esprit.

Le peuple allemand est composé de maitres d'école et d'écoliers.

L'avenir rode autour de la demeure du présent. Que celui-ci sorte une seule fois sans tirer la clef derrière lui et il est délogé pour toujours.

On sait que la Diète germanique a récemment lancé un décret contre l'école littéraire et philosophique connue sous le nom de jeune Allemagne, qu'elle accuse de tendre au bouleversement social en attaquant la religion, la morale et toutes les institutions fondamentales de la civilisation. Le décret de la Diète est nominativement dirigé contre cinq personnes, en tête desquels figure M. Henri Heine, écrivain bien connu en France, qui est regardé comme le fondateur de cette école nouvelle. M. Heine nous prie de publier la lettre suivante, qu'il vient d'adresser à la Diète.

A la haute Diète de la confédération germanique.

Messeigneurs.

Le décret que vous avez émis dans votre 51^e séance de 1835 me pénètre d'une affliction profonde.

A cette affliction vient se mêler, je dois l'avouer un sentiment d'étonnement extrême. Vous m'avez accusé, jugé, condamné, sans m'avoir entendu, sans que nul ait été chargé de ma défense, sans que j'aie été cité de comparaître. Ce n'est pas ainsi que procé-

dait, en pareil cas, le Saint-Empire dont la confédération germanique a pris la place. Le Docteur Martin Luther, de glorieuse mémoire, put avec un sauf-conduit, se présenter par devant la Diète de l'Empire et s'y défendre publiquement et en toute liberté. Loin de moi la présomption de me comparer à l'homme qui nous a conquis la liberté de discussion en matière religieuse. Mais il est naturel au disciple de se prévaloir de l'exemple du maître. Si vous ne daignez pas m'accorder un sauf-conduit pour aller plaider ma cause en personne devant vos seigneuries, rendez-moi du moins la faculté de me défendre par la presse allemande, en levant momentanément l'intredit dont vous avez frappé mes écrits présents et à venir.

La demande que je fais près de vous n'est pas une protestation, c'est simplement une supplique. Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interpréterait mon silence contre moi. Elle y verrait l'aveu des tendances coupables qu'on m'impute et le désaveu de mes écrits. Je me flatte au contraire qu'aussitôt que vous aurez permis de me défendre, il me sera aisé de démontrer péremptoirement que ma plume a été guidée, non par une pensée irréli-

gieuse et immorale, mais par une synthèse hautement morale et religieuse, à laquelle depuis long-tems, ont rendu hommage, non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire désignée sous le nom de jeune Allemagne, mais la plupart de nos plus illustres auteurs, tant poètes que philosophes. Quelle que soit d'ailleurs votre décision, messeigneurs, au sujet de la présente supplique, soyez persuadés que j'obéirai toujours aux loix de ma patrie.

Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de votre atteinte; j'honore et honorerai toujours en vous l'autorité suprême de notre chère Allemagne. La sécurité personnelle que me garantit mon séjour à l'étranger m'est précieuse relativement à vous, en ce qu'elle doit vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos seigneuries.



Henri Heine *Rechtswissenschaftler*.

(Journal des Débats, 30 Mars 1836.)

87906